Bruder Norabus:

Das Liebstöckel-Mysterium

und andere religiöse Meditationen

Was hat es mit dem Wunder der verfallenen Kapelle auf sich? Was ist das Liebstöckel-Mysterium? Und wie kommt die Epiphanie in die Gießkanne? – Um diese und andere Fragen kreisen die Meditationen von Bruder Norabus, dessen Kloster so abgelegen ist, dass es auf keiner Landkarte verzeichnet ist.

© Literaturplanet, Herbst 2024

Inhalt

Vorwort: *Warum es dieses Buch eigentlich nicht geben dürfte* **7**

Der kritische Blick des Abtes 7

Die Fallstricke des Bösen 8

Die Bescheidenheit und der göttliche Geistesfunke 10

Der Fürst der Finsternis als Fackelträger des Göttlichen? 12

Die Arche der Gemeinschaft. *Das Weihnachtswunder als eine Form geistiger Berührung* **14**

Winter im Kloster 15

Die Vergangenheit hinter dem weißen Vorhang 16

Selbstfindung in der Gemeinschaft 16

Geistige Erotik 17

Der Kern des Weihnachtswunders 18

Das Leben – erklärt, aber nicht verstanden. *Wer nach Erleuchtung sucht, muss auch die Dunkelheit akzeptieren* **20**

Besuch von meinem Bruder 21

Christliches und heidnisches Weihnachtsmysterium 21

Das Wunder des Lebens: der Mikrokosmos 23

Das Wunder des Lebens: der Makrokosmos 24

Der Kosmos: berechenbar, aber nicht erfassbar 25

Wenn Empirie in Mystik mündet 26

Das Glück der Bedürfnislosigkeit. *Die unlogische Logik der Fastenzeit* **29**

Die Fastenzeit: ein Fest für die Tiere 30

Irdische und himmlische Süßigkeit 31

Jojo-Effekt der Fastenzeit 32

Das Scheinglück der Konsumwelt 33

Der Tunnel der Karfreitagsnacht. ***Kann erlöst werden, wer den Erlöser tötet?*** **34**

Ein geistiges Zuhause 35

Wenn Dinge zu Zeichen erstarren 35

Die Realität hinter dem Kreuzsymbol 37

Missbrauch der göttlichen Barmherzigkeit 38

Das Kreuzsymbol als ungewollte Einladung zur Gewalt 39

Eine Karfreitagsexistenz in einer Karfreitagswelt 40

Judas: Die Nacht der menschlichen Seele. ***Was wir vom Verräter des Erlösers lernen können*** **42**

Wenn die Erlösung uns in den Schoß fällt: das Kind in der Krippe 43

Ostern: ein Mord als Spiegelbild der menschlichen Natur 43

Erlösung durch aktive Überwindung der menschlichen Dunkelheit 44

Judas als Verkörperung der menschlichen Werwolfnatur 45

Funktion der Judasgestalt im göttlichen Heilsplan 46

Die Ungeduld als das Verhängnis des Judas 47

Das Liebstöckel-Mysterium. ***Wiederauferstehung, Schwarze Löcher und die "Krankheit zum Tode"*** **49**

Die scheinbare Banalität des Wunderbaren 50

Die Wiederauferstehung und das Schwarze Loch 50

Die Verzweiflung der Eisschleckenden 52

Die "Krankheit zum Tode": Diagnose, Verlauf, Heilmittel 53

Sprung in den Glauben oder meditatives Mitschwingen? 55

Wiederauferstehungslotto 56

Talkshow-Gast Jesus 57

Die göttliche Wolke. *Die Paradoxie des Himmelfahrtsgedankens*.....60

Verheißungsvolle Wolkenfähre 61

Ein kosmisches U-Boot 62

Himmlischer Nebelglanz 63

Der göttliche Funke und die Feuerwolke 63

Geistiges Aufgehen im göttlichen Nebel 65

Das Kraftfeld Gottes 65

Die Epiphanie in der Gießkanne. *Oder: Pfingsten und Poesie* 67

"Plötzlich kam ein Brausen über sie … ": Das biblische Pfingsterlebnis68

"Das EINE Weltauge, was aus allen erkennenden Wesen blickt": Pfingsten und Schopenhauer..... 69

"Als bestünde mein Körper aus lauter Chiffren …": Hofmannsthals Gießkannen-Epiphanie 71

"Auf die andere Seite der Natur geraten … ": Rilkes "Weltinnenraum" 73

"Die Welt mit den Augen der Poesie sehen": Die Dichtung als Medium der Wahrheit..... 75

Das Wunder der verfallenen Kapelle. *Vom Sinn des Pilgerns*.....79

Warum Gott sich von klassischen Wallfahrtsorten fernhält 80

Die Pilgerreise als Spiegelbild der Lebensreise 81

Ein Irrweg als Weg zu Gott 82

Apulische Agape 83

Eine Pilgerreise zu Aschenbrödel-Kirchen 83

Die Entzündung des Seelenfunkens 84

Von lichter Finsternis und finsterem Licht. *Was Teufel, Satan und Luzifer für uns bedeuten* 85

Ein teuflischer Traum 86

Ein übler Geruch 88

Das Dunkle als eigenständige Macht: Teufel und Ahriman 90

Die schöpferische Kraft des dunklen Gottes: Dionysos 91

Dunkle und helle Wege zum Göttlichen: Ekstase und Meditation 93

Satan als Gottesdiener wider Willen 94

Die produktive Kraft des Satanischen 95

Luzifer: Überbringer und Usurpator des Lichtes 96

Luzifer und Prometheus 97

Luzifer als Hebamme des menschlichen Geistes 98

Die Helldunkel-Natur des menschlichen Daseins 99

Das Diabolische: Die Gefahr des Selbstbetrugs 100

Die Unterweltsreise als Weg zur Selbsterkenntnis 101

Die geistige Nähe der Verstorbenen. *Wie wir den Toten begegnen können* 105

Harmonie und Disharmonie von Friedhöfen 106

Zwiespältiges Totengedenken 107

Die Verstorbenen als Brücke in die andere Welt 108

Die Kraft der Erwartung. *Eine Meditation zur Adventszeit* 110

Hoffnung auf Erneuerung 111

Warten und Erwartung 112

Die Adventszeit als Spiegel des Glaubens 113

Glaube und Utopie 114

Leuchtendes Geschenk. *Ein Nikolaustraum* **116**

Träume und Offenbarungen 117

Wundersame Rettung 119

Ein unsichtbarer Hafen 120

Ein unaussprechliches Geschenk 121

Der Mann im Schatten. *Gedanken über Josef von Nazareth* **122**

Nur ein unbedeutender Mitspieler? 123

Überstrahlt vom Glanz des Sohnes 124

Liebevoller Bruch mit den Konventionen 125

Moderner Mann und Anti-Held 126

Immun gegen Gebärneid 127

Stiller Antipode lärmender Weltenlenker 128

Über den Autor:

Bruder Norabus ist der Bruder von Rother Baron. Beide halten sich für grundverschieden, sind sich im Grunde aber gar nicht so unähnlich. Der eine lebt in einer Klosterzelle, der andere als virtueller Einsiedler in einer Blog-Hütte im Internet. Beide würden sich selbst als Freigeister bezeichnen – nur sucht der eine seine Freiheit innerhalb der Grenzen des Glaubens, während der andere den Glauben für unvereinbar mit einem Leben als Freigeist erachtet.

Bruder Norabus hält es für unnötig, Angaben zu seiner Person zu machen. Da er sich ganz einem Leben im Geiste verschrieben habe, sei alles Wissenswerte über ihn in seinen Meditationen enthalten. Über seinen Bruder finden sich dagegen Informationen auf seiner Website (rotherbaron.com).

Cover-Bild: *Dorothe Wouters (Darkmoon_Art): Mönch unter Sternenhimmel (Pixabay)*

Vorwort:
Warum es dieses Buch eigentlich nicht geben dürfte

Der kritische Blick des Abtes

Wenn es nach Bruder Ägidius, dem Abt unseres Klosters, gegangen wäre, hätte es dieses Buch nie gegeben. Ich hatte gleich ein schlechtes Gefühl, als ich mit meinem Vorhaben, einige meiner Meditationen zu einem Buch zusammenzufassen, an ihn herangetreten bin. Seine gerunzelte Stirn ließ keinen Zweifel daran, dass er meinem Projekt skeptisch gegenüberstand.

Natürlich verlangte er, dass ich ihm ein Exposé des geplanten Werkes zur Begutachtung vorlege. Danach verweigerte er der Publikation aus drei Gründen seinen Segen. Zwei Gründe waren inhaltlicher Art, einer betraf das mönchische Leben im Allgemeinen.

Der erste inhaltliche Einwand von Abt Ägidius bezog sich auf die Art und Weise meiner Argumentation. Konkret bemängelte er, dass meine Gedanken zu wenig auf dem christlichen Glauben fußen würden.

Zwar ist unser Abt durchaus tolerant gegenüber anderen Religionen und Überzeugungen. Er vertritt jedoch die Auffassung, dass der Weg zu Gott nur von dem Hafen eines festen Glaubens aus beschritten werden könne. Wer zu sehr in anderen Glaubensvorstellungen wildere, werde am Ende wie ein Schiff ohne Kompass von den Wellen des Lebens hin- und hergeworfen.

Ich dagegen bin der Meinung, dass die Beschäftigung mit anderen Glaubensideen einen nicht notwendigerweise vom Weg zum Göttlichen abbringen muss. Ist es nicht sogar ein Beleg für die Festigkeit des Glaubens, wenn er durch das Eintauchen in andere religiöse Welten nicht erschüttert wird? Ist ein Perspektivenwechsel unter diesen Umständen nicht eher eine Bereicherung, ein Mittel, den eigenen Glauben besser zu verstehen und vielleicht sogar neue, bislang verborgene Elemente an ihm zu entdecken?

Die Fallstricke des Bösen

Der zweite Einwand von Abt Ägidius richtete sich gegen die Tatsache, dass ich mich in meinen Meditationen auch immer wieder der dunklen Seite des Lebens zuwende.

Unser Abt ist der Überzeugung, dass man sich mit dem Finsteren, Bösen nur beschäftigen dürfe, um dessen heimtückisches Agieren zu durchschauen. So müsse man etwa wissen, dass und wie der böse Feind sich in das Gewand eines "Engels des Lichts" kleide, um die Gläubigen dazu zu verleiten, ihm auf seinen finsteren Wegen zu folgen.

Eine Vertiefung in das Wesen des Fürsten der Finsternis hält Abt Ägidius dagegen nicht nur für überflüssig, sondern sogar für gefährlich. Schließlich gehe es ja auch bei einem x-beliebigen Verbrecher immer in erster Linie darum, ihn unschädlich zu machen. Wer sich zu sehr in die Denk- und Handlungsweise der Kriminellen vertiefe, erliege am Ende der Faszination des Bösen und werde selbst zum Verbrecher.

Auch hier bin ich ganz anderer Auffassung als mein Abt. Es mag zwar sein, dass die Auseinandersetzung mit der finsteren, vom Licht des Glaubens wegführenden Seite des Lebens zu Zweifeln oder gar Verzweiflung am göttlichen Heilsplan führt. Genau dies kann am Ende aber zu einer Stärkung des Glaubens führen.

Liebt Gott die Zweifelnden nicht geradezu? Verführt er uns nicht selbst immer wieder zum Zweifeln? Führt er uns nicht sogar gezielt in die Irre, damit wir aus eigener Kraft den Weg zu ihm zurückfinden und an dieser Erfahrung wachsen – wie Pflanzen, die sich dem Licht entgegenstrecken?

Außerdem bin ich der festen Überzeugung, dass es nicht ausreicht, die Strategien zu kennen, mit denen der Fürst der Finsternis uns vom Weg des Lichts und der Erleuchtung abbringen möchte. Schließlich ist das Böse keine Macht, die nur außerhalb von uns existiert. Seine Wucherungen umflackern vielmehr auch unsere Seele, sie sind ein Teil von uns, von Geburt an.

Eben deshalb müssen wir das Wesen des Fürsten der Finsternis so gut durchschauen, wie es die begrenzten Möglichkeiten unseres Geistes erlauben. Nur dann können wir die Tentakel, mit denen er unsere Seele zu erwürgen trachtet, wirksam bekämpfen und den göttlichen Funken in uns zu einem das Böse überwindenden Feuer anfachen.

Die Bescheidenheit und der göttliche Geistesfunke

Außer diesen inhaltlichen Einwänden hatte Abt Ägidius aber auch etwas Grundsätzliches an meinem Buchprojekt auszusetzen. Einem einfachen Mönch stünde es, so fand er, nicht zu, seine Meditationen in dieser Weise zu präsentieren. Auch er selbst käme schließlich nicht auf die Idee, seine Predigten und Exegesen drucken zu lassen.

Darüber hinaus seien Meditationen doch ihrem Wesen nach nach innen gerichtet. Sie seien ein Selbstgespräch oder ein Dialog mit Gott – und schon deshalb nicht dazu geeignet, dem Licht der Öffentlichkeit ausgesetzt zu werden. Schließlich käme es auch niemandem in den Sinn, in der Beichte geäußerte Gedanken in die Welt hinauszutragen.

Dies sei aber, hielt ich dagegen, keineswegs dasselbe. Eine Beichte berichte von Verirrungen, eine Meditation dagegen sei die Frucht einer Versenkung in das Göttliche – davon könnten durchaus auch andere profitieren. Sei es nicht sogar egoistisch, den Funken des Geistes, den Gott in einem zum Leuchten bringe, für sich selbst zu behalten, anstatt andere daran teilhaben zu lassen? Wer könne schon wissen, ob und wann ein geistiger Funke auch in anderen ein geistiges Feuer entzünde?

Abt Ägidius hatte auf diesen Einwand hin nur milde gelächelt. Offenbar hielt er die Annahme, die unbedeutenden Meditationen eines unbedeutenden Mönchs könnten für andere eine Bedeutung haben, für eine kindische Überschätzung der eigenen Geistesgaben.

Dies hat mich leider dazu gereizt, ein weiteres Argument in die Waagschale zu werfen. Wie, fragte ich, würde unsere geistige Welt wohl heute aussehen, wenn auch Thomas von Aquin aus einem Gebot der Bescheidenheit heraus seine Gedanken für sich behalten hätte? Würde dann nicht ein wichtiger Baustein in unserem Glaubensgebäude fehlen?

Damit hatte ich das Wohlwollen von Abt Ägidius endgültig verspielt. Ob ich mich etwa, fragte er mich mit einem empörten Funkeln in den Augen, mit Thomas von Aquin vergleichen wolle? Das sei doch wohl ein schlagender Beweis meiner Selbstüberhebung!

Es stehe mir natürlich fern, mich mit einem so bedeutenden Kirchenlehrer zu vergleichen, gab ich zurück. Es sei mir nur darum gegangen, die Wege des Geistes zu veranschaulichen, die so unergründlich seien wie …

Aber Abt Ägidius ließ mich nicht mehr ausreden. "Genug!" wies er mich zurecht. "Offenbar hat die Beschäftigung mit dem finsteren Feind schon so sehr auf deine Seele abgefärbt, dass es dir gar nicht mehr auffällt, wenn du auf seinen Wegen wandelst! Kaum ein Sündengift ist wirksamer als das der Eitelkeit – und eben diese scheint sich tief in dein Herz gesenkt zu haben. So gehe hin und tue Buße! Ich denke, zehn Rosenkränze unter Aufsicht werden das Mindeste sein, um deine Seele zu reinigen. Außerdem erwarte ich dich morgen nach der Frühmesse zur Beichte."

Damit drehte Abt Ägidius mir den Rücken zu und ließ mich allein vor dem Portal unserer Klosterkirche stehen, wo ich ihn angesprochen hatte.

Der Fürst der Finsternis als Fackelträger des Göttlichen?

Für mein Projekt war der Ausgang dieses Gesprächs eine Beerdigung erster Klasse – eigentlich! Denn wie alle, die diese Zeilen lesen, sehen können, habe ich mich nicht an das Veröffentlichungsverbot meines Abtes gehalten.

Natürlich werde ich nicht so dumm sein, im Kloster mit diesem Büchlein zu prahlen. So kann es sein, dass Abt Ägidius von meiner Unbotmäßigkeit gar nichts mitbekommt. Außer der Bibel pflegt er vor allem ältere Werke zu konsultieren, die größtenteils in der klostereigenen Bibliothek zu finden sind. Was draußen in der Welt geredet wird, interessiert ihn nicht.

Ich bin mir durchaus bewusst, dass es fast schon ein Akt der Häresie ist, sich über die Anweisung eines Kirchenoberen hinwegzusetzen. Wenn Abt Ägidius davon Wind bekommt, kann mich das im schlimmsten Fall sogar meinen Platz im Kloster kosten.

Andererseits: Ist Häresie nicht ein unverzichtbarer Bestandteil der Kirchengeschichte? Haben in der Vergangenheit nicht gerade die Häretiker die Entwicklung des Glaubens und der Glaubenspraxis vorangetrieben? Muss es nicht neben den Gralshütern der Tradition auch jene geben, die über den dicht geflochtenen Zaun der Glaubensnormen und -gebote hinüber-

sehen in die Wildnis des Geistes, um immer wieder junge, unverbrauchte Triebe in den Garten des Glaubens einzubringen?

Nach den harten Worten von Abt Ägidius bin ich mir zwar selbst unsicher, ob ich mit meinem Projekt nicht am Ende den Einflüsterungen des Bösen folge. Allerdings wäre es ja selbst dann möglich, dass der Fürst der Finsternis hier einmal mehr als Fackelträger Gottes fungiert, obwohl er selbst in der Absicht agiert, die Welt zu verdunkeln. Schließlich verdankt auch er selbst seine Existenz allein dem ihm angewiesenen Platz im unergründlichen göttlichen Heilsplan.

Die Arche der Gemeinschaft

Das Weihnachtswunder als eine Form geistiger Berührung

An Weihnachten können wir einander nahekommen, ohne einander nahe zu sein. Das liegt am Wesen des Weihnachts-wunders.

Caspar David Friedrich (1774 – 1840): Winterlandschaft mit Kirche (1811)
Dortmund, Museum für Kunst und Kulturgeschichte
(Wikimedia commons)

Winter im Kloster

Ich weiß ja nicht, wie es draußen in der Welt aussieht – aber hier in unserem Bergkloster ist der Winter wirklich sehr hart dieses Jahr. Schon Anfang November hat es den ersten Schnee gegeben, und seitdem schütteln die Wolken fast jeden zweiten Tag ihre weiße Fracht über unseren Mauern aus. Jetzt türmen sich die Schneeberge vor den Fenstern zu bizarren Gebilden auf, die sich im Geisterlicht des Mondes zu bedrohlichen Fratzen auswachsen.

So verbringen wir alle lange, einsame Stunden in unseren Klosterzellen. An sich ist das nichts Besonderes für mich. Auch in normalen Zeiten ist die stille Meditation ja ein fester Bestandteil des Alltags im Kloster.

Und doch ist bei diesen undurchdringlichen Schneemassen alles anders. Es ist eben ein Unterschied, ob man sich stundenweise in selbst gewählte Einsamkeit begibt, um in stiller Versenkung Zwiesprache mit dem Unfassbaren zu halten – oder ob es sich um eine erzwungene Einsamkeit handelt. Dann wird aus Abgeschiedenheit unmerklich Isolation.

Erstaunlicherweise geht dann selbst bei der von Natur aus einsamen Kontemplation eine Dimension verloren. Erst jetzt wird mir bewusst, wie selbstverständlich ich dabei die Gemeinschaft auch mit jenen, die außerhalb dieser Klostermauern leben, mitgedacht und mitempfunden habe.

Die Vergangenheit hinter dem weißen Vorhang

So verliert sich mein Blick, wenn ich hinausschaue in die endlose weiße Weite vor meinem Fenster, derzeit oft in der Ferne – in einer Ferne, die nicht nur räumlich, sondern auch zeitlich bestimmt ist. Es ist, als würde der weiße Vorhang sich öffnen in eine lange zurückliegende Vergangenheit, in eine Kammer tief in meinem Innern, die ich schon seit vielen Jahren nicht mehr betreten habe.

Ich sehe mich wieder als jungen Suchenden, der seine geistige Heimat noch nicht gefunden hat. Was war es eigentlich, dass mir damals den Weg wies, der mich schließlich in dieses Kloster geführt hat?

Ich denke, den entscheidenden Anstoß hat die Jugendgruppe gegeben, in der ich damals Mitglied war. Natürlich war das eine religiöse Gruppe. Dennoch frage ich mich im Rückblick, ob ich seinerzeit wirklich schon religiös war.

Selbstfindung in der Gemeinschaft

Was mich an der Gruppe angezogen hat, war wohl eher dieses Gefühl eines unbedingten Aufgehobenseins in einer Gemeinschaft. Kaum etwas macht eben die geistige Verbindung zu anderen so unmittelbar erfahrbar wie das gemeinsame Sich-Versenken in den Urgrund des Seins. Die Gemeinschaft wird dann zu einer Arche, die der haltlosen Seele Zuflucht bietet vor den Stürmen des Daseins – und sie dabei zugleich über sich selbst hinaushebt.

Mir hat das damals zu einem tieferen Bewusstsein meiner selbst verholfen. Denn mein Ich hatte sich ja keinesfalls aufgelöst in der Gemeinschaft. Ich wurde mir darin nur meiner Wurzeln und ihrer geheimen Verzweigungen mit anderem Seienden bewusst.

Besonders intensiv ließ sich die Gemeinschaft natürlich im gemeinsamen Gebet erfahren. Gerade die rituellen Gebete, bei denen der Sinn des Gesprochenen durch die immer gleiche Abfolge der Worte verblasst, haben das unsichtbare Band zwischen mir und den anderen immer wieder neu geknüpft. Es war, als würde unser gemeinschaftliches Murmeln einen geistigen Windhauch erzeugen, in den sich unmerklich der Atem eines höheren, allumfassenden Geistes mischte.

Mindestens ebenso wichtig für die Festigung unserer Gemeinschaft waren jedoch die Austeilung der Hostien und der Friedensgruß. Noch nie hatte ich bis dahin die Verbindung mit anderen so intensiv erlebt wie in jenen ganz besonderen Augenblicken, in denen wir uns beim Gottesdienst die Hände reichten.

Geistige Erotik

Die Nähe, die ich dabei empfand, war allerdings rein geistiger Natur. Die körperliche Berührung war nur die Brücke, durch die die geistige Berührung ermöglicht wurde.

Wenn es eine geistige Erotik gibt, so habe ich sie damals empfunden. Und eben diese Erotik ist es, die ich jetzt vermisse. Diese Brücke des Körpers, die mir den Weg geebnet hat

in die Gewissheit einer geistigen Gemeinschaft, die mich trägt und umfängt.

Jetzt, wo ein unbarmherziger Winter die Tür zur Welt da draußen auf unabsehbare Zeit verschlossen hat, hat sich, so scheint mir, auch für meinen Geist eine Tür geschlossen. Aus dem Dialog mit dem Ewigen ist ein Monolog geworden, ein Kreisen im Kerker meines eigenen Ichs.

Eben deshalb ist meine Vorfreude auf das Weihnachtsfest in diesem Jahr noch größer als sonst. Denn ist uns nicht sogar die Fähigkeit gegeben, ganz ohne körperliche Aktivität, allein mit der Kraft unseres Geistes, Buchstabenfolgen auf einem Computerbildschirm erscheinen zu lassen? Und müsste dann bei der Erfahrung geistiger Nähe zu anderen nicht auch der umgekehrte Weg möglich sein – ein Weg, bei dem der Geist die Brücke ist, der die körperliche Dimension menschlicher Nähe erfahrbar macht?

Der Kern des Weihnachtswunders

Weihnachten ist die Zeit der Wunder. Manche Wunder ereignen sich einfach so, aus heiterem Himmel. Es gibt aber auch Wunder, die eintreten, weil wir fest daran glauben und uns mit all unserer geistigen Kraft darauf konzentrieren, dass sie sich ereignen.

Das soll nicht heißen, dass wir die Kraft hätten, ganz allein Wunder zu wirken. Wir sind keine Zauberer und erst recht keine Demiurgen. Unser Geist aber ist selbst etwas Wunderbares. Und deshalb ist es uns durch ihn möglich, uns in Ein-

klang zu bringen mit dem Wunder, aus dem das Universum entsprungen ist.

Dieses Wunder ist aber weder etwas Einsames noch etwas rein Geistiges. Sein Wesen besteht vielmehr gerade darin, dass aus dem Geist Materie hervorgegangen ist und dass diese sich in eine unendliche Vielfalt von Gestalten geteilt hat. Und eben dies – die Materialisation des Geistes – ist ja auch der Kern des Weihnachtswunders.

Da aber alle Materie durch den gemeinsamen Ursprung miteinander verwurzelt bleibt, kann, wer das Weihnachtswunder erlebt, nicht einsam sein. Er wird dann zwangsläufig die Gemeinschaft mit anderen erfahren, selbst wenn diese ihm körperlich nicht nahekommen können.

Das Leben – erklärt, aber nicht verstanden

Wer nach Erleuchtung sucht, muss auch die Dunkelheit akzeptieren

Die empirischen Wissenschaften waren einst angetreten, der Welt ihren Aberglauben auszutreiben. Mittlerweile stoßen aber auch sie immer häufiger an Grenzen, die sie nur noch spekulativ überwinden können.

Eso.org: NGC 346. Local Universe: Nebula, Type: Star Formation

Besuch von meinem Bruder

Kurz vor Weihnachten bekomme ich immer Besuch von meinem Bruder. Außer meinem Geburtstag ist das die einzige Gelegenheit, zu der er sich dazu durchringt, einen Fuß in das Kloster zu setzen. Seit ich mich zum Eintritt in den Konvent entschlossen habe, behandelt er mich ein wenig wie einen Menschen, von dem ein Alien Besitz ergriffen hat.

Dabei sind wir im Grunde gar nicht so verschieden. Freigeister sind wir beide – nur dass ich die Freiheit des Geistes von der Seite des Glaubens aus pflege, während er jede Form des Glaubens für eine Fußfessel des Geistes hält, die diesen am freien Flug hindert.

Auch dieses Mal konnte er es nicht lassen, mich für meinen, wie er es nennt, "Kinderglauben" zu necken. Die Kirche habe, so wies er mich beim Blick auf meine weihnachtlich geschmückte Andachtsecke zurecht, doch nur das Fest der Wintersonnenwende mit ihren christlichen Vorstellungen überwölbt. In Wahrheit handle es sich dabei um ein uraltes heidnisches Fest.

Christliches und heidnisches Weihnachtsmysterium

Dabei leugne ich ja gar nicht, dass das Licht, das die Menschheit am Heiligen Abend aus der Dunkelheit ihres irdischen Verlorenseins erlöst, eine heidnische Vorgeschichte hat. Ich weiß sehr wohl, dass es sich ursprünglich auf die Erneuerung des Lebens in der dunklen Erde bezog – also auf die Tatsache,

dass aus den Samen der im Herbst geernteten Früchte irgendwann wieder das Licht eines neuen Lebens hervorbrechen wird.

Ich gehöre auch keineswegs zu jenen, die in der Entwicklung vom heidnischen zum christlichen Glauben einen geistigen Quantensprung sehen. Zwar ist die christliche Vorstellung von der göttlichen Dreifaltigkeit um einiges komplexer als die heidnische Konzentration auf den ewigen Kreislauf des Werdens und Vergehens. Das heißt aber noch lange nicht, dass diese deshalb banaler ist.

So gab es zwischen mir und meinem Bruder am Ende eine größere geistige Übereinstimmung, als diesem trotzigen Atheisten lieb sein konnte. Beide sind wir der Überzeugung, dass komplexe Glaubenssysteme wie das Christentum einerseits der Reflex einer geistigen Weiterentwicklung der Menschheit sind: Sie spiegeln die Tatsache wider, dass der Mensch sich in seiner Entwicklungsgeschichte allmählich von der alleinigen Fixierung auf die materielle Reproduktion seiner Existenz lösen und seine geistigen Kräfte entfalten konnte.

Andererseits – auch hier herrscht zwischen mir und meinem Bruder Einigkeit – bedeutet dies nicht notwendigerweise, dass das Mysterium der jährlichen Wiedergeburt des Lebens damit aufgeklärt wäre. Nur bei der Frage, wie mit dieser Einsicht umzugehen ist, trennen sich unsere Wege. Während ich mich in der Mystik nach Antworten umschaue, setzt er auf den weiteren Fortschritt der Wissenschaften. Gerade dieser hat jedoch – wie ich finde – mehr Fragen aufgeworfen, als er Antworten geliefert hat.

Das Wunder des Lebens: der Mikrokosmos

Wir können heute zwar exakt die biochemischen Prozesse beschreiben, die dazu führen, dass sich aus einem Samenkorn eine neue Pflanze entwickelt. Auch die evolutionären Entwicklungsschritte, die dazu geführt haben, dass einzelne Pflanzen heute so sind, wie sie sind, können wir rekonstruieren. Dennoch bleiben die Kräfte, die dies bewirken, für uns ein Gegenstand ehrfürchtigen Staunens.

Eine einzelne Bohnenpflanze kann in einer Saison bis zu vier Meter in die Höhe wachsen **[1]**. Aus einem kleinen Samenkorn können über hundert Meter hohe Bäume entstehen. In Indonesien gibt es eine Blume, die Blüten von über einem Meter Durchmesser ausbildet **[2]**.

In der Tierwelt sind die Prozesse der Erneuerung des Lebens nicht weniger erstaunlich. So begibt sich der europäische Aal, nachdem er im Alter von ca. 12 Jahren geschlechtsreif geworden ist, auf eine Reise in die 5.000 Kilometer entfernte Sargasso-See östlich von Florida, um dort in einer Tiefe von mehreren tausend Metern abzulaichen. Die Larven lassen sich dann von der Meeresströmung bis in die europäischen Flüsse treiben, während das Muttertier an Erschöpfung stirbt **[3]**.

Ein anderes, willkürlich herausgegriffenes Beispiel: Die Larven bestimmter Zikadenarten bleiben exakt 17 Jahre im Boden und ernähren sich dort von Wurzelsäften, ehe sie an die Erdoberfläche kriechen, sich häuten und zu einem kurzen (und ziemlich lauten) Flug über die Erde ansetzen **[4]**.

Und natürlich werden auch alle, die einmal die Entwicklung eines Menschen von der Befruchtung über das Embryonalstadium und die allmähliche Annäherung des Fötus an eine menschliche Gestalt bis hin zur blitzartigen geistigen Entfaltung eines Säuglings aus der Nähe verfolgt haben, nicht zögern, von einem "Wunder" zu sprechen – auch wenn sie wissen, dass sich jeder einzelne Schritt der Entwicklung wissenschaftlich erklären lässt.

Das Wunder des Lebens: der Makrokosmos

Vieles von dem, was für die Menschen früherer Jahrhunderte ein unauflösliches Mysterium war, können wir heute zwar erklären. Erklären ist aber eben nicht gleichbedeutend mit Verstehen. Oder anders ausgedrückt: Je mehr wir erklären können, je mehr wir die Zusammenhänge durchschauen, die hinter dem Werden und Vergehen des Lebens stehen, desto größer wird unser Verständnis dafür, dass unsere Vorfahren von dem "Wunder des Lebens" sprachen – und es in entsprechenden Kulten zelebrierten.

Was für den Mikrokosmos gilt, trifft dabei auch auf den Makrokosmos zu. Auch hier haben wir in den vergangenen Jahrzehnten ungeheure Wissensschätze zusammengetragen. Und auch hier hat unser immer tieferer Einblick in die Prozesse des kosmischen Geschehens eher unser Staunen verstärkt als unseren Wissensdurst befriedigt.

Das Hauptproblem ist, dass die Vorstellungskraft unseres Geistes nicht ausreicht, um das zu erfassen, was wir mit den Mit-

teln von Mathematik und Physik errechnen und erspähen können. So wissen wir zwar, dass allein unser Nachbarplanet Mars durchschnittlich 70 und selbst bei der günstigsten Konstellation noch 55 Millionen Kilometer von uns entfernt ist **[5]**. Vorstellbar ist eine solche Strecke, die über tausend Reisen rund um die Welt entspricht, für uns aber kaum. Eine Reise zum Mars würde mit unseren derzeitigen technischen Möglichkeiten über ein halbes Jahr dauern.

Der Kosmos: berechenbar, aber nicht erfassbar

Für den Neptun – den äußersten Planeten unseres Sonnensystems – beträgt die durchschnittliche Entfernung zur Erde bereits 4,5 Millionen Kilometer **[6]**. Unser Sonnensystem ist wiederum nur ein Teil einer Galaxie, der Milchstraße, deren Größe sich gar nicht mehr mit Kilometerkategorien erfassen lässt. Ihre Ausdehnung beträgt 100.000 Lichtjahre, wobei eine einzige Licht**sekunde** 300.000 Kilometern entspricht **[7]**. Unsere Sonne ist darin nur einer von geschätzt 200 Milliarden (!) Sternen.

Unsere Milchstraße ist aber natürlich nicht die einzige Galaxie im Universum. Sie ist Teil eines ganzen Galaxienhaufens, wobei allein die Andromedagalaxie mit 140.000 Lichtjahren noch einmal deutlich größer ist als unsere Heimatgalaxie. Die Galaxienhaufen sind ihrerseits in so genannten "lokalen Superhaufen" angeordnet, die mehrere tausend Galaxien umfassen können **[8]**.

Und als wäre das alles nicht schon unvorstellbar genug, wissen wir seit einiger Zeit auch noch, dass all diese Planeten und Sterne, Sonnensysteme und Galaxien in einer gemeinsamen Bewegung miteinander verbunden sind. Eine Energie, die wir mangels detaillierterer Kenntnisse schlicht als "Dunkle Energie" bezeichnen, führt dazu, dass das Universum sich immer weiter ausdehnt **[9]**.

Möglicherweise kehrt sich diese Bewegung ab einem bestimmten Punkt um. Dies würde bedeuten, dass das Universum pulsiert – dass es sich in für uns unvorstellbaren Intervallen ausdehnt und wieder zusammenzieht. Das, was wir als "Urknall" bezeichnen, wäre dann nur ein Punkt in einem unendlichen Prozess – das Pulsieren von Etwas, das wir weder mit Worten beschreiben noch mit unserem Geist erfassen können.

Wenn Empirie in Mystik mündet

Vor dem Hintergrund all dieser zwar zum Teil erklär- und beobachtbaren, aber eben mit unserem Geist nicht fassbaren Phänomene wandelt sich der Hochmut der modernen Wissenschaft allmählich wieder zu Demut. Immer deutlicher wird, dass wir das Geheimnis des Lebens nie vollständig auflösen können – selbst wenn wir einen größeren Einblick in seine Entstehung bekommen.

Die hochfliegende Überheblichkeit der empirischen Wissenschaft, die meinte, sich selbst zum Demiurgen erheben zu können, weil sie erkannte, dass die Erde eine Kugel ist und die

Babys nicht vom Storch gebracht werden, erinnert so an das Omnipotenzgefühl kleiner Naseweise, die ihrem Chemiebaukasten einen Lichtblitz abgerungen haben.

Unbestritten ist, dass die ungeheuren Fortschritte der Wissenschaft in den vergangenen Jahrzehnten unser Wissen über die komplexen Zusammenhänge der Entstehung und Entwicklung des Lebens enorm erweitert haben. Es bleibt aber immer eine Grenze bestehen, über die wir nicht hinausdenken können. Und für das, was wir entdeckt haben, gilt immer mehr das, was der Mystiker Dionysius van Rijkel ("der Kartäuser"; 1402/3 – 1471) im späten Mittelalter über Gott gesagt hat:

> *"Je mehr der Geist sich Deinem alles überstrahlenden göttlichen Lichte nähert, desto völliger werden ihm Deine Unnahbarkeit und Unbegreiflichkeit deutlich, und sobald er in die Finsternis eingegangen ist, erlöschen bald alle Namen und alles Erkennen ganz. (…) Denen allein erscheinst Du, die, nachdem sie alles Wahrnehmbare und Begreifbare und auch alles Geschaffene und desgleichen sich selbst überwunden und hinter sich gelassen haben, in die Finsternis eintreten, in der Du wahrlich bist."* **[10]**

Nachweise

[1] Senge, Philipp: Stangenbohne pflanzen: Worauf du bei Anbau und Pflege achten musst. Utopia.de, 1. Februar 2018.

[2] Oro Verde: Rafflesia – die größte Blüte der Welt; regenwald-schuetzen.org.

[3] Medienwerkstatt-online.de: Die lange Reise der Aale.

[4] SRF: Alle 17 Jahre wieder: Wenn Milliarden Zikaden ans Tageslicht kriechen; 24. Mai 2021.

[5] Korzanovic, Nikolija: Entfernung Erde – Mars: So weit ist der rote Planet wirklich entfernt. Futurezone.de, 23. Februar 2021.

[6] Statista.com: Minimale und maximale Entfernungen der Planeten im Sonnensystem zur Erde (in Millionen Kilometer).

[7] Universität Kiel: Das Lichtjahr, die Astronomische Einheit und das Parsec; tf.uni-kiel.de.

[8] Zimmermann, Roland: Die Erde, ein Staubkorn im Universum. Sternwarte Kraichtal, Februar 2016.

[9] Eidemüller, Dirk: Fünf Erklärungen für die Dunkle Energie. Spektrum.de, 13. Juni 2020.

[10] Zit. nach Huizinga, Johan: Herbst des Mittelalters. Studien über Lebens- und Geistesformen des 14. u. 15. Jahrhunderts in Frankreich und in den Niederlanden, S. 305 f. München 1924: Drei-Masken-Verlag (spätere Ausgaben – ab 1930 – im Stuttgarter Kröner-Verlag erschienen).

Das Glück der Bedürfnislosigkeit
Die unlogische Logik der Fastenzeit

Die Fastenzeit kann uns dabei helfen, unsere Abhängigkeit von materiellen Dingen zu reduzieren. Sie verfehlt aber ihren Zweck, wenn wir uns danach umso ungehemmter unserem Materialismus hingeben.

Rembrandt van Rijn (1606 – 1669): Lesender Mönch (1661)
Finnische Nationalgalerie (Wikimedia commons)

Die Fastenzeit: ein Fest für die Tiere

Ja, ich gebe es zu: Auch in mir kommt nicht gerade Vorfreude auf, wenn ich an die bevorstehende Fastenzeit denke – an all die grauen, freudlosen Tage, an denen jeder Genuss unter dem Generalverdacht der Sündhaftigkeit steht.

Dass in unserem Refektorium in den nächsten Wochen kein Fleisch serviert werden wird, spielt für mich allerdings keine Rolle. Ich habe schon in der Kindheit die sonntäglichen Bratentage gehasst, wenn mein Lieblingsessen – Nudeln mit Tomatensoße, gefolgt von Schokoladenpudding mit Vanillesoße – in ebenso weiter Ferne war wie der Fleischgenuss in der Fastenzeit.

Außerdem teile ich in diesem Punkt vollständig die Ansicht von Abt Ägidius: Die Tiere sind unsere Mitgeschöpfe, und wenn wir eine Möglichkeit haben, uns anders zu ernähren, gibt es keine Rechtfertigung für ihre Tötung.

Genau deshalb erscheint mir die Logik der Fastenzeit aber unlogisch. Wenn es uns doch mehrere Wochen lang gelingt, auf Fleisch zu verzichten – warum sollen wir dann danach wieder anfangen, uns den Schweinen gegenüber wie Schweine zu benehmen? Ist inhumanes Verhalten etwa tolerierbar, nur weil man sich für ein paar Wochen human verhalten hat? Führt Gott ein Bilanzbuch, in dem er humanes gegen inhumanes Verhalten aufrechnet?

Irdische und himmlische Süßigkeit

Natürlich weiß ich, dass es in der Fastenzeit keineswegs nur um den Verzicht auf Fleischgenuss geht. Bruder Ägidius hat das in seiner Aschermittwochsrede auch noch einmal hervorgehoben: In einem allgemeineren Sinne meine "Fasten" die Lösung von den materiellen Dingen, die Reduzierung unserer Verstrickung in das irdische Leben und die Hinwendung zu Gott.

Deshalb fordert unser Abt uns jedes Jahr an Aschermittwoch auf, in uns zu gehen und nach Abhängigkeiten von irdischen Genüssen zu forschen. Jeder von uns solle zumindest eine solche Sucht oder Suchtgefahr identifizieren und die Fastenzeit dazu nutzen, sich von ihr zu lösen.

Leider achtet Bruder Ägidius sehr genau darauf, ob seine – wie er es nennt – "Anregungen" zum spirituellen Leben von uns aufgegriffen werden. Daher werde ich auch dieses Jahr in der Fastenzeit wieder auf meinen geliebten Honig verzichten.

Einen tieferen Sinn kann ich darin allerdings nicht erblicken. Bringt es mich dem Vater im Himmel wirklich näher, wenn ich die Süßigkeit des Daseins ein paar Wochen lang allein im Glauben zu finden versuche?

Da Bruder Ägidius mir glücklicherweise beim Schreiben nicht über die Schulter schaut, kann ich an dieser Stelle sogar hinzufügen: Vielleicht gibt es ja gar keinen "Vater" im Himmel. Vielleicht wacht eher eine Muttergöttin über uns, die eine viel größere Verbundenheit mit der Erde aufweist als der weltentrückte himmlische Vater. Und vielleicht empfindet sie es sogar

als Kränkung, wenn ich wochenlang das süße Wunder verschmähe, das in unserer klostereigenen Imkerei aus dem harmonischen Zusammenspiel von Biene und Blüte entsteht.

Jojo-Effekt der Fastenzeit

Generell habe ich nichts gegen Verzicht, Enthaltsamkeit und Entsagung. Ich wäre ja auch ein schlechter Klosterbruder, wenn das anders wäre. Was mich an der Fastenzeit stört, ist lediglich die Begrenzung der Idee des Verzichts auf einen bestimmten Zeitraum.

Die Fastenzeit hat dadurch eine ähnliche Wirkung wie eine Diät: Wer sich eine Zeit lang kasteit, meint sich dadurch das Recht zu erwirken, hinterher wieder frei von allen Fesseln seiner Genuss-Sucht frönen zu können.

Damit aber ist die Fastenzeit ähnlich kontraproduktiv wie die meisten Diäten. Wie bei Letzteren gibt es auch bei der Fastenzeit einen Jojo-Effekt: Diäten machen einen langfristig dicker, die Fastenzeit verstärkt langfristig gerade die Abhängigkeit von jenen materiellen Dingen, die in ihr gemieden werden.

Wie bei einer gesundheitsschädlichen Leibesfülle nur eine vollständige Ernährungsumstellung Besserung verspricht, hätte deshalb auch die Fastenzeit nur dann eine nachhaltige Wirkung, wenn sie nicht auf kurzfristigen Verzicht, sondern auf eine langfristige Umorientierung angelegt wäre. Sinnvoll wäre nicht die kurzzeitige Lösung aus der Abhängigkeit von materiellen Dingen, sondern die langfristige Konzentration auf geistige Werte.

Das Scheinglück der Konsumwelt

In der heutigen krisenhaften Zuspitzung unseres ausbeuterischen Umgangs mit der Natur wäre eine solche Umorientierung ein entscheidender Schritt zur Rettung des Planeten. Er würde bedeuten, dass wir nicht etwa die Befriedigung unserer materiellen Bedürfnisse anders organisieren, weil uns bestimmte Rohstoffe ausgehen, sondern uns weit weniger über materiellen Wohlstand definieren als bisher.

Das Schöne an einer solchen permanenten Fastenzeit wäre, dass sie ihren Lohn gleich in mehrfacher Hinsicht in sich selbst trüge. Zum einen würden wir damit nicht weniger als das Überleben der Menschheit sichern. Zum anderen könnten wir uns dadurch aber auch aus der Scheinwelt lösen, in der uns die Konsumwirtschaft gefangen hält.

Nicht mehr geblendet von ihren haltlosen Versprechungen, würden wir endlich nicht nur erkennen, sondern tief in unserem Inneren empfinden, dass das Glück nicht in der Abhängigkeit von immer neuen materiellen Produkten besteht, sondern im Gegenteil in der Fähigkeit, sich aus dieser Abhängigkeit zu lösen und das zu entfalten, was unser höchstes Gut ist: unseren Geist.

Der Tunnel der Karfreitagsnacht

Kann erlöst werden, wer den Erlöser tötet?

Der Karfreitag steht für eine der dunkelsten Stunden der Menschheit: die Ermordung des Erlösers. Die Finsternis, die sich daraufhin auf die Welt gesenkt hat, wirkt bis heute nach.

Odilon Redon (1840 – 1916): Melancholie (1876)
Wikimedia commons

Ein geistiges Zuhause

Neulich hatte ich ein echtes Karfreitagserlebnis – ein Erlebnis von der Sorte, bei dem sich von einem Augenblick zum anderen ein undurchdringlicher Vorhang vor die Welt zu schieben scheint und man in ewiger Nacht versinkt.

Mein Karfreitagserlebnis ereignete sich – ausgerechnet – in unserer Klosterkirche. Dabei handelt es sich um kein besonders interessantes Bauwerk. Wer sich für Kunstgeschichte interessiert, wird hier nichts Bemerkenswertes entdecken. Es ist keine Kirche, an der sich bestimmte Epochen studieren lassen, keine Kirche, mit der irgendwelche hochgestellten Persönlichkeiten sich einmal ein Denkmal setzen wollten.

Nein, unsere Kirche ist schlicht und zweckmäßig. Sie hat vorne einen Altar, über dem Eingangsportal eine Orgel, an den Säulen der Seitenschiffe Kreuzweggemälde – und natürlich gibt es in ihr jede Menge Kruzifixe. Eben durch diese auf die Andacht konzentrierte Einrichtung ist unsere Kirche für mich zu einer geistigen Heimat geworden. Sie ist ein Teil von mir, wie mein Ordensgewand, mein Rosenkranz und der kleine dreiflügelige Ikonenaltar in meiner Zelle, vor dem ich jeden Abend vor dem Zubettgehen in einer letzten wortlosen Meditation versinke.

Wenn Dinge zu Zeichen erstarren

Nun haben es aber die Dinge, mit denen wir täglich Umgang haben, an sich, dass wir sie irgendwann nicht mehr als das wahrnehmen, was sie sind. Sie werden zu einer bloßen Staf-

fage, zu Zeichen, mit denen wir uns in unserer Welt orientieren. Ihrer Bedeutung entkleidet, vermitteln sie uns allenfalls eine gewisse Gestimmtheit, die nur bedingt etwas mit ihrem eigentlichen Wesen zu tun hat: Die Kaffeetasse erinnert uns an das morgendliche Frühstücksritual, der Anblick des Weckers lässt unser Herz unwillkürlich schneller schlagen, wenn auch nicht unbedingt vor Freude.

Zu meiner Schande muss ich gestehen, dass es mir mit den Gegenständen in unserer Kirche nicht anders ergeht. Jeder einzelne Gegenstand ist mir lieb und teuer, jeder ist ein Baustein meines geistigen Zuhauses. Müsste ich die einzelnen Gegenstände aber im Detail beschreiben, so würde ich wohl ins Stocken geraten. Eben weil sie mir so vertraut sind, nehme ich sie nicht mehr in allen Einzelheiten wahr, sondern als Teil eines Gesamtbildes, das bestimmte Gefühle in mir weckt.

Vor ein paar Tagen geschah es nun aber, dass ein Kruzifix, an dem ich schon hunderte, nein: tausende Male vorbeigegangen bin, ohne auf seine Details zu achten, mich plötzlich in seinen Bann gezogen hat. Minutenlang stand ich davor und konnte meinen Blick nicht von dem Geschehen abwenden, das sich da, zu Holz erstarrt, vor meinen Augen abspielte. Erst als ein Mitbruder mich vorsichtig am Arm berührte, um mich auf die beginnende Frühmesse hinzuweisen, erwachte ich aus meinem Tagtraum und setzte mich zu den anderen in die Bankreihe.

Die Realität hinter dem Kreuzsymbol

Seit jenem Tag komme ich nicht mehr von dem Bild los, das sich da so unvermittelt in meine Seele gebrannt hat. Seitdem ist das Kreuz für mich nicht mehr einfach ein Symbol für den Glauben, sondern ein Folterinstrument, mit dem ein Mensch, der anderen die Erlösung bringen wollte, auf qualvolle Weise zu Tode gebracht worden ist.

Seitdem verstehe ich auch, warum Menschen anderen Glaubens so oft erschrecken, wenn sie das zentrale Symbol unseres Glaubens sehen. Was ist das für ein Glaube, der um den grausamen Foltertod eines Menschen kreist, der zugleich als Sohn Gottes verehrt wird? Wie kann man Erlösung erwarten, wenn man den Erlöser ermordet hat – und dazu noch auf so bestialische Weise?

Natürlich kenne ich die Antworten, mit denen diese Frage von theologischen Lehrstühlen herab abgekanzelt wird: Gerade in der Tatsache, dass selbst dieses größte denkbare Sakrileg vergeben werden kann, erweist sich die Kraft der göttlichen Barmherzigkeit. Gerade in der Bereitschaft, das Leid der ewig unvollkommenen Menschenkinder zu teilen, zeigt sich die göttliche Menschenliebe. Und dieses Leid besteht eben sowohl in dem Erleiden der Qualen, die andere einem zufügen, als auch in der Unfähigkeit, die eigene Gewaltbereitschaft dauerhaft unter Kontrolle zu halten.

Nachdem aber die grausame Realität hinter der Kreuzessymbolik vor mir aufgeblitzt ist, befriedigt mich diese Antwort nicht mehr. Ist es nicht gerade ein Zeichen unserer Hybris,

dass wir annehmen, ein göttliches Wesen könnte für und mit uns leiden wollen? Und zeugt es nicht von unserer Verblendung und emotionalen Verirrung, dass wir davon ausgehen, ein Mord an dem, der uns Erlösung schenken wollte, könnte uns vergeben werden?

Missbrauch der göttlichen Barmherzigkeit

Das größte Problem bei der Vorstellung eines barmherzigen Gottes, der den aufrichtig Bereuenden noch die schlimmsten Verbrechen vergibt, ist vielleicht der Missbrauch, zu dem diese Vorstellung einlädt. Dies gilt gerade für so schwache Wesen, wie wir es sind.

Missbrauch kann bedeuten: Ich richte mein Handeln nicht an dem göttlichen Beispiel der unendlichen Güte aus, sondern handle diesem Ideal entgegen, im Vertrauen darauf, später Vergebung für meine Untaten zu erlangen.

Missbrauch kann auch bedeuten: Ich handle wie eine gespaltene Persönlichkeit. Dem Himmel wende ich eine barmherzige Maske zu, während ich hier auf Erden ohne jede Skrupel meine Macht- und Besitzgier auslebe. Kirchengeschichtlich betrachtet, entspricht dieser Schizophrenie der Ablasshandel, der jeder noch so teuflischen Tat einen Freibrief ausstellt.

Beide Formen des Missbrauchs der göttlichen Barmherzigkeit gehören keinesfalls der Vergangenheit an. So könnte uns etwa die Tatsache, dass wir mit unserem Materialismus Natur und Klima aus dem Gleichgewicht gebracht haben, zu einer radikalen Umkehr bewegen. Wie meine mittelalterlichen Vorgän-

ger, die Bettelmönche, könnten wir dem materiellen Reichtum entsagen und uns auf geistige Erfüllung konzentrieren.

Stattdessen pflanzen wir jedoch mit den Windrädern stählerne Ablasswedel in die Landschaft, mit denen wir uns ein Weiter-so erkaufen wollen. Natürlich denkt dabei niemand mehr in Kategorien einer göttlichen Vergebung unserer Sünden. Der Handlungsmechanismus ist jedoch derselbe wie bei dem mittelalterlichen Ablasshandel.

Das Kreuzsymbol als ungewollte Einladung zur Gewalt

Keine Frage: Die Vorstellung des vergebungsbereiten Gottes hat unsere Kultur nachhaltig geprägt. Die Frage ist jedoch, ob das immer zum Guten geschehen ist.

Hat die Vorstellung eines barmherzigen Gottes zweitausend Jahre nach ihrer Erfindung wenigstens in Ansätzen zu einer friedlicheren Welt geführt? Und wenn das nicht der Fall ist: Liegt es vielleicht daran, dass wir das Ideal des vergebungsbereiten Gottes eben nicht als Lebensmodell auf unseren Alltag übertragen, sondern darin einen Freibrief für das Gegenteil gottgefälligen Handelns sehen – weil Gott uns am Ende doch vergeben wird, wenn wir mit einem reuigen Augenaufschlag an seinen Richtertisch treten?

Die schrecklichen Kriege, die bis heute auf der Welt wüten, lassen mich genau dieser Einschätzung zuneigen. Zuweilen übertreffen sie meine Umdeutung des Heils- in ein "Unheilgeschehen" sogar noch, indem die Verantwortlichen vorgeben, "im Namen Gottes" in den Krieg zu ziehen. Auch dies könnte

die ungewollte Folge eines Glaubenssymbols sein, das auf einen Akt unerträglicher Gewalt zurückgeht.

Natürlich schließt die Botschaft der Barmherzigkeit Gewaltanwendung in radikaler Weise aus. Das Symbol, durch das diese Botschaft verbreitet wird, ist jedoch ein Zeugnis von Folter und Mord. Zynische Geister könnten deshalb die Anwendung von Gewalt als akzeptable Voraussetzung für die Schaffung einer Welt sehen, in der die göttliche Botschaft das beherrschende Element ist.

Dabei geht es den entsprechenden Akteuren natürlich nicht mehr um die göttliche Botschaft an sich. Sie ist für sie vielmehr nur ein Mittel zum Zweck, eine Möglichkeit, die eigene Herrschaft zu legitimieren. Letztlich dient sie damit der Realisierung der äußersten Form von Blasphemie, bei der die Handelnden sich selbst an die Stelle Gottes setzen.

Eine Karfreitagsexistenz in einer Karfreitagswelt

Seit jenem düsteren Morgen in der Kirche bekomme ich das Bild des äußersten Elends – eines Menschen, der unter Qualen an einem Marterkreuz verblutet – nicht mehr aus dem Kopf. Immer weniger verstehe ich, wie man darin ein Zeichen der Hoffnung oder gar einen Hinweis auf Erlösung sehen kann. Stattdessen sehe ich das Kreuz als Zeichen für die Realität, die mit ihm verbunden ist: die Realität äußerster menschlicher Brutalität auf der einen und äußerster Verzweiflung auf der anderen Seite.

Ich verstehe auch nicht mehr, wie wir, nachdem wir die Hand des Erlösers nicht nur ausgeschlagen, sondern gleich ganz abgehackt haben, noch auf Erlösung hoffen können. Haben wir uns, indem wir den Erlöser getötet haben, nicht für immer von der Erlösung ausgeschlossen?

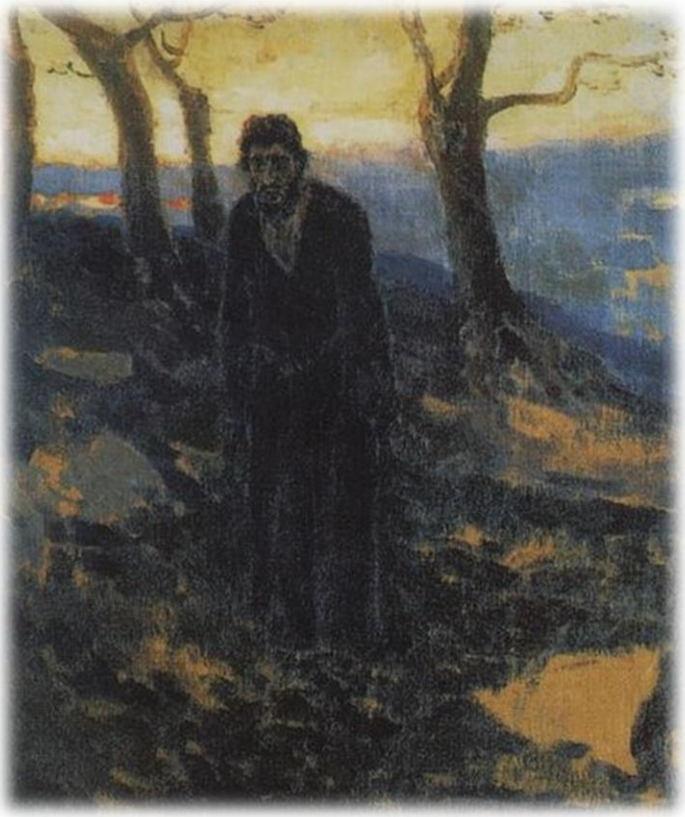
Ja, ich weiß, das sind typische Karfreitagsgedanken. Wenn unser Abt am Sonntag das Osterfeuer entzündet, sieht die Welt vielleicht schon wieder ganz anders aus. Aber es gehört nun einmal zur Karfreitagsnacht dazu, dass man ihre Finsternis ganz durchlebt. Es entspricht ihrem Wesen, dass in ihr jede Hoffnung erlischt.

Die Karfreitagsnacht ist wie ein Tunnel, von dem man nicht weiß, ob er irgendwann wieder ans Licht führt oder einen am Ende in sich begraben wird. Das scheint mir recht gut zur gegenwärtigen Situation unserer Zivilisation zu passen. Es ist aber auch ein schlüssiges Bild für die menschliche Existenz als solche.

Judas: Die Nacht der menschlichen Seele

Was wir vom Verräter des Erlösers lernen können

Keine Gestalt verkörpert den Abgrund der menschlichen Seele so eindringlich wie die des Judas. Nur wenn wir diesen Abgrund mit unserem Geist durchmessen, werden wir nicht in ihn hinabstürzen.



Nikolai Nikolajewitsch Ge (1831 – 1894): Judas (um 1880)
Wikimedia commons

Wenn die Erlösung uns in den Schoß fällt: das Kind in der Krippe

Ostern und Weihnachten, die beiden wichtigsten christlichen Feste, handeln beide von Erlösung. Die Art und Weise, wie diese Erlösung erfolgt, ist jedoch in beiden Fällen grundverschieden.

An Weihnachten fällt uns die Erlösung ohne unser Zutun in den Schoß. Gott schickt seinen Sohn auf die Erde, mitten unter die Menschen, um sie aus der Finsternis ins Licht zu führen. Indem er sich als Teil jedes einzelnen Menschen offenbart, weist er den Weg zu einer von Mitgefühl, Solidarität und Frieden geprägten Welt.

Alles, was wir hier tun müssen, ist, unsere Sinne Gott bzw. seiner irdischen Verkörperung zuzuwenden. Dann werden wir ganz von selbst erleuchtet und erlangen die Fähigkeit, unser Tun und Denken in gottgefälliger Weise zu verändern.

Dem vagen Erlösungsversprechen eines die Finsternis durchdringenden Lichts entspricht an Weihnachten eine überwiegend kontemplative Glaubenspraxis. Der Blick richtet sich hier nach innen, auf den Seelenfunken, der das eigene Dunkel durchdringen und den Weg zu Gott weisen kann.

Ostern: ein Mord als Spiegelbild der menschlichen Natur

An Ostern dagegen ist das Erlösungsversprechen viel konkreterer Natur. Das Besondere ist hier ja gerade, dass das Heils-

versprechen sich vor dem Hintergrund des Dramas der menschlichen Existenz ereignet.

Zwar erzählt auch die Weihnachtsgeschichte von der menschlichen Eigenart, Hilfsbedürftige im Zweifelsfall eher abzuweisen oder gar zu verfolgen, anstatt ihnen die Tür zu öffnen. Erst die Osterwoche zeigt uns den Menschen jedoch in seiner ganzen Monstrosität: Unser engster Freund, der uns ein neues geistiges Reich erschlossen hat, wird von uns verraten, verhöhnt und seinen Henkern übergeben. Derjenige, der Gewaltlosigkeit predigt, wird auf besonders gewalttätige Weise getötet.

Erlösung durch aktive Überwindung der menschlichen Dunkelheit

Die Dunkelheit, die hier überwunden werden soll, bezieht sich damit ganz konkret auf die Finsternis der menschlichen Natur. Die durch sie ausgelöste Verzweiflung ist nicht allgemein-existenzieller Art, sondern erwächst aus der auf Verrat, Übervorteilung und Vernichtung anderer angelegten menschlichen Denk- und Handlungsweise.

Viel stärker als an Weihnachten ist die Hinwendung zum Glauben damit an Ostern mit der Aufforderung zu einer umfassenden Neurorientierung der menschlichen Seele, im Sinne einer fundamentalen Änderung des Bezugs zur Welt und des Umgangs mit anderen, verknüpft.

Während Weihnachten, allen Oratorien zum Trotz, das Fest der stillen Besinnung ist, einer sprachlosen Hoffnung, wie sie

etwa in Arcangelo Corellis *Concerto fatto per la notte di Natale* anklingt, ist Ostern folglich das Fest der Passionsspiele. Das Drama der menschlichen Existenz, der Kampf des Guten gegen das Böse, gelangt hier unmittelbar zur Aufführung.

Judas als Verkörperung der menschlichen Werwolfnatur

Die biblische Gestalt, in der sich das Drama der menschlichen Existenz am stärksten kristallisiert und verdichtet, ist die des Judas. In ihm wird die angeborene Schizophrenie der menschlichen Seele, die Sehnsucht nach der Erlösung, die immer wieder vom Wunsch nach dem persönlichen Vorteil um jeden Preis konterkariert wird, unmittelbar deutlich.

Dennoch gilt der von Judas begangene Verrat als so ungeheuerlich, dass der Verräter sich dadurch selbst aus der Gemeinschaft ausschließt und sich am Ende das Leben nimmt. Judas ist das Urbild des Parias. Durch seine Tat hat er sich so weit außerhalb der menschlichen Gemeinschaft gestellt, dass er sein Existenzrecht verwirkt hat.

Diese Sicht des Judas ist, psychologisch betrachtet, allerdings nichts als ein Abwehrmechanismus. Sie befreit uns von der Einsicht, dass die Verräternatur des Judas weit eher unserem Wesen entspricht als das von Jesus in der Bergpredigt skizzierte Ideal des verstehend-mitfühlenden Umgangs miteinander. Wir sind weit davon entfernt, jene vollkommene Friedfertigkeit an den Tag zu legen, wie Jesus sie in der Bergpredigt entworfen hat. Eher gehören wir zu jenen, die ihren Nächsten

bedenkenlos verraten, wenn ihnen dies auch nur den geringsten Vorteil einbringt.

Sich dies einzugestehen, ist eine unerlässliche Voraussetzung für die Annäherung an das Reich Gottes. Dieses Reich nämlich wird sich keineswegs eines Tages von selbst vor uns auftun. Wir müssen es vielmehr selbst errichten. Dafür aber müssen wir uns der finsteren Anteile unseres Wesens bewusst sein. Nur dann können wir an uns arbeiten und uns so auch in unserem alltäglichen Leben jenem Ideal von Friedfertigkeit, Mitgefühl und gelebter Solidarität annähern, für das wir uns jedes Jahr an Weihnachten ein paar Tränchen abdrücken.

Funktion der Judasgestalt im göttlichen Heilsplan

Aus der weiteren Perspektive der Heilsgeschichte betrachtet, ist die Gestalt des Judas zudem nicht rein negativ zu bewerten. Denn Judas hat zwar mit dem Verrat des Gottessohns das schlimmste denkbare Sakrileg begangen. Andererseits hat dieser Verrat jedoch gerade den Weg zum Opfertod Christi bereitet, aus dem sich das Erlösungsversprechen für die Gläubigen ableitet.

Demnach kommt Judas im göttlichen Heilsplan, allen subjektiv finsteren Absichten zum Trotz, eine wichtige Funktion zu. Dies gilt selbst dann, wenn man sich auf den Standpunkt stellt, sein Handeln sei satanischer Natur, also von den Kräften des Bösen, dem Widerpart des Gottessohns, gelenkt. Denn auch der bzw. das Böse ist, aus einer Gesamtperspektive betrachtet,

nur ein Mittel, um den komplexen göttlichen Heilsplan ins Werk zu setzen.

Dies gilt allerdings nur dann, wenn wir dem nach der Kreuzigung Christi in die Welt gesetzten Erlösungsnarrativ folgen. Denkbar wäre auch, dass wir den göttlichen Heilsplan hier allzu sehr zu unserem eigenen Vorteil auslegen – während wir in Wahrheit mit dem Mord an dem Gottessohn die uns gereichte Erlösungshand endgültig ausgeschlagen und uns damit für immer den Weg zum Seelenheil verbaut haben.

Die Ungeduld als das Verhängnis des Judas

Für den Glauben ist eine solche Annahme allerdings gegenstandslos. Es entspricht ja gerade seinem Wesen, dass er das Hoffnungsvolle annimmt und sich den Sturz in die Hoffnungslosigkeit verbietet.

Dafür ist jedoch ein Vertrauen notwendig, das auf der Tugend der Geduld basiert. Genau diese Tugend hat Judas nicht aufgebracht. Er war nicht bereit, sich ganz in Gottes Hand zu fügen, was immer auch bedeutet: sich auf ein Zeitmaß einzulassen, das unser Vorstellungsvermögen übersteigt. Judas wollte das Reich Gottes erzwingen, er wollte das Wunder seiner Entstehung hier und jetzt erleben, statt geduldig auf es zu warten und an ihm zu bauen.

Das Reich Gottes ist immer gleichzeitig da und in unvorstellbarer Ferne. Es ist da, weil wir es in uns tragen und mit jeder unserer Handlungen bezeugen können. Und es ist in unendlich

weiter Ferne, weil die Menschheit unvollkommen ist und die Erde daher nie in ein Paradies verwandeln wird.

In unserer Unvollkommenheit begehen wir in gewisser Weise alle tagtäglich Verrat an Gott. Judas aber drehte diese Sichtweise um. Anstatt sich selbst als Verräter an den von Jesus gepredigten Idealen zu erkennen, fühlte er sich von Jesus verraten, weil das von diesem verheißene Reich nicht anbrach.

Die Freveltat des Judas beruht damit auf einer Ungeduld, die an einen bekannten Aphorismus Franz Kafkas erinnert. Danach gibt es

> *"zwei menschliche Hauptsünden, aus denen sich alle andern ableiten: Ungeduld und Lässigkeit. Wegen der Ungeduld sind sie [die Menschen] aus dem Paradiese vertrieben worden, wegen der Lässigkeit kehren sie nicht zurück. Vielleicht aber gibt es nur eine Hauptsünde: die Ungeduld. Wegen der Ungeduld sind sie vertrieben worden, wegen der Ungeduld kehren sie nicht zurück."*

Nachweis Kafka-Zitat:

Kafkas *Zürauer Aphorismen* (zitierter Aphorismus darin Nr. 3) entstanden zwischen September 1917 und April 1918 in dem böhmischen Dorf Zürau, wo der Schriftsteller nach dem Ausbruch der Tuberkulose Erholung suchte. Sie erschienen zuerst 1931 im Verlag Kiepenheuer unter dem von Kafkas Freund und Nachlassverwalter Max Brod gewählten Titel *Betrachtungen über Sünde, Hoffnung, Leid und den wahren Weg*.

Das Liebstöckel-Mysterium
Wiederauferstehung, Schwarze Löcher und die "Krankheit zum Tode"

Die Wiederkehr des immer Gleichen bleibt auch dann wunderbar, wenn wir sie bis ins kleinste Detail erklären können. Uns aber spart das Wunder der ewigen Wiederkehr aus: Wir sind rettungslos vergänglich. Oder können auch wir mit unserem Eintagsfliegenleben am Wiederauferstehungswunder teilhaben?

Ludwig Sckell (1833 – 1912): Der Einsiedler (um 1912)
Wikimedia commons

Die scheinbare Banalität des Wunderbaren

Die Pflanze, die mir unter all den Kräutern in unserem Klostergarten am meisten ans Herz gewachsen ist, ist der Liebstöckel. Jedes Jahr sehe ich staunend zu, wie sich erst seine roten Knopfaugen aus der Erde bohren, sich dann seine zarten Gefiederärmchen in den Himmel strecken und er schließlich, wie von unsichtbaren Händen gezogen, den Sternen entgegenwächst.

Auch wenn Abt Ägidius mir sicher einen missbilligenden Blick zuwerfen würde, könnte er jetzt mitlesen, muss ich doch bekennen: Der Liebstöckel ist für mich ein Bild für das Mysterium der Wiedergeburt.

Ich weiß zwar, dass man seine alljährliche Wiederauferstehung als Resultat des Zusammenwirkens von Bodentemperatur, Bodenbeschaffenheit, Lichtverhältnissen und biochemischer Struktur der Pflanze erklären kann. Dennoch bleibt die Tatsache, dass es diese genau aufeinander abgestimmte Komposition von Wirkmechanismen gibt, für mich etwas Wunderbares.

Die Wiederauferstehung und das Schwarze Loch

Hinzu kommt, dass das Mysterium der Wiederauferstehung bzw. der Wiedergeburt sich ja nicht nur auf einen bestimmten Zyklus der Einzelexistenz bezieht. Vielmehr gilt es auch und gerade über deren Tod hinaus. Wenn mein Liebstöckel – dem noch ein langes Leben beschieden sein möge! – dereinst den

Weg alles Pflanzlichen gehen sollte, werden seine Wurzeln noch Nahrung sein für neues Leben. In Wahrheit wird sein Tod daher nur eine Verwandlung sein, der Übergang zu einer Wiedergeburt als Teil eines anderen Lebens.

Dieses Prinzip gilt nicht nur für so unbedeutende Existenzen wie Bruder Norabus und seinen Liebstöckel. Es handelt sich dabei vielmehr um ein Bewegungsgesetz des Lebendigen, das im gesamten Kosmos wirksam ist. Wenn die Erde dereinst auseinanderbrechen wird, wird das für das Leben darauf eine Katastrophe sein – im kosmischen Maßstab ist es jedoch nur ein Räuspern, und der dabei freigesetzte Partikelstrom wird nahtlos in anderen Formen von Leben aufgehen.

Wenn unsere Sonne sich in einer für uns unvorstellbar fernen Zukunft zu einem "Roten Riesen" ausdehnt und schließlich als "Weißer Zwerg" in sich zusammenfällt, wird auch ihre Materie rasch vom All aufgesogen werden. Und nachdem unsere gesamte Milchstraße in dem Schwarzen Loch in ihrem Zentrum versunken sein wird, wird dieses Schwarze Loch sich einen Jahrmillionen währenden Augenblick später mit dem Schwarzen Loch der Nachbargalaxie vermählen, das neue, noch viel massereichere Schwarze Loch wird wieder mit anderen Schwarzen Löchern verschmelzen – und dieser Prozess wird so lange andauern, bis schließlich irgendwann, in einer Zeit nach aller Zeit, nur noch ein einziges Schwarzes Loch übrig sein wird, aus dem dann ein neues Universum entspringen wird.

Die Verzweiflung der Eisschleckenden

Wer jetzt vielleicht gerade Eis schleckend in der Frühlingssonne sitzt, könnte sich an dieser Stelle natürlich fragen: Was nützt mir das denn? Ein Schwarzes Loch ist für einen Menschen doch nur wie der alles verschlingende Strudel in Edgar Allan Poes Grusel-Geschichte über den Maelström – es ist für ihn ganz egal, ob daraus am Ende etwas Neues entsteht. Ein Sturz in so einen Strudel dürfte für uns – geschweige denn für das Eis, das wir gerade schlecken – kaum heil zu überstehen sein.

Richtig ist: Das Gesetz von der Unzerstörbarkeit der Materie und der ewigen Wiedergeburt bezieht sich nur auf den Stoff, aus dem das Leben gemacht ist. Die einzelne Existenz ist dagegen nur eine vorübergehende Erscheinung, die ebenso vergänglich ist wie der Lichtreflex, den die Frühlingssonne in einem ganz bestimmten Augenblick an eine Blattspitze meines Liebstöckels zaubert.

Das lässt mich an Sören Kierkegaard denken – mit dessen Gedanken ich mich immer tröste, wenn der Schatten des Zweifels oder gar der Verzweiflung auf meine Seele fällt. Denn die Erkenntnis der wesensmäßigen Vergänglichkeit alles Existierenden war für den dänischen Philosophen der eigentliche Grund und Kern der Verzweiflung. In Anlehnung an die biblische Parabel von der Wiederauferstehung des Lazarus charakterisierte er diese existenzielle Verzweiflung daher als "Krankheit zum Tode".

"Menschlich gesprochen" ist nach Kierkegaard in der Tat "der Tod das Letzte von allem, und menschlich gesprochen ist nur Hoffnung da, solange Leben da ist" **[1]**. Am Beispiel von Lazarus, dessen Krankheit eben "nicht zum Tode war", erläutert Kierkegaard jedoch, dass im christlichen Sinne die eigentliche "Krankheit zum Tode" nicht der Tod selbst sei, sondern die Verabsolutierung der menschlichen Perspektive **[2]**.

Diese münde in einen Zustand, in welchem der Tod die Gedanken- und Gefühlswelt des Menschen beherrsche und ihn so in existenzielle Verzweiflung stürze. Der einzige Ausweg aus dieser scheinbar hoffnungslosen Lage besteht laut Kierkegaard darin, dass der Mensch sich bewusst in der "Macht", der er seine Existenz verdankt, "gründet" **[3]**.

Die "Krankheit zum Tode": Diagnose, Verlauf, Heilmittel

Kierkegaard sah den Menschen als eine "Synthese von Unendlichkeit und Endlichkeit, von Zeitlichem und Ewigem, von Freiheit und Notwendigkeit" an. Als eine solche Synthese verhalte der Mensch sich zum einen "zu sich selbst", gleichzeitig jedoch, eben indem er sich zu sich selbst verhalte, zu einem anderen – nämlich "zu dem (…), welches das ganze Verhältnis gesetzt hat" **[4]**.

Dies bedeutet, dass der Mensch "nicht durch sich selbst dazu kommen kann, in Gleichgewicht und Ruhe zu sein" **[5]**. Vielmehr ist er hierfür auf das Verhältnis zu dem Teil seines Selbst angewiesen, in dem seine Existenz wurzelt.

Die "Krankheit zum Tode" entsteht nach dieser Sichtweise durch ein Missverhältnis in dem Verhältnis, das der Mensch ist, also dadurch, dass er ohne Bezug zum "Absoluten" zu sich selbst zu finden versucht **[6]**. Dies führt, wie Kierkegaard in *Der Begriff Angst* erläutert, zu einer Art geistigem Schwindelgefühl. Es ist die logische Konsequenz einer Situation, in der die Freiheit "hinabschaut in ihre eigene Möglichkeit und da die Endlichkeit ergreift, um sich daran zu halten. In diesem Schwindel sinkt die Freiheit ohnmächtig um" **[7]**, da die Endlichkeit ihr ihre Grenzen aufzeigt, anstatt ihr zu ihrer Selbstentfaltung zu verhelfen.

Das Resultat hiervon kann die Verzweiflung im oben beschriebenen Sinne sein. Der existenzielle Schwindel kann aber auch zur Einsicht in die Notwendigkeit führen, sich der Verwurzelung in der "Macht", die den Menschen als die Synthese, die er ist, "gesetzt" hat, bewusst zu werden (s.o.). – als Voraussetzung dafür, zu sich selbst und zu innerem Frieden zu finden.

Diese Einsicht ist jedoch nach Kierkegaard nicht auf dem Wege rationaler Überlegung zu erlangen, da das Ewige sich als solches den Gesetzen der Logik wesensmäßig entziehe **[8]**. Vielmehr sei der so verstandene Glaube nur durch einen "Sprung" – einen plötzlichen, intuitiven Bekehrungsakt – zu erreichen **[9]**.

Die Wiederauferstehung des Lazarus ist, so verstanden, geistiger Art. Sie beruht auf der Erkenntnis, dass ein Mensch, der sich seiner Geborgenheit im Ewigen bewusst ist, der auf sie vertraut und aus ihr heraus lebt, nicht verloren ist. Auch wenn er im rein physischen Sinn an einer "Krankheit zum Tode" lei-

det und sein ganzes körperliches Dasein "zum Tode" ist, so bleibt sein im Ewigen wurzelnder Geist doch unzerstörbar.

Sprung in den Glauben oder meditatives Mitschwingen?

Vielleicht ließen sich Kierkegaards Gedankengänge auch auf einen allgemeineren Kontext übertragen. Statt vom "Selbst" müsste dann etwa von der "Weltseele" (im Sinne Schellings) oder vom hinduistischen "Brahman" gesprochen werden. Den Vorgang, durch den man sich hierzu in Beziehung setzt, könnte man dann allerdings kaum als "Sprung in den Glauben" bezeichnen.

Es würde sich dann eher um eine Form von Meditation handeln, die einem dazu verhilft, in einen harmonischen Gleichklang mit dem Ganzen des Seins zu kommen. Dies kann sowohl den einzelnen Meditierenden selbst zu innerer Harmonie verhelfen als auch dazu beitragen, dass deren Beziehung zur Natur "harmonischer" wird, also stärker von der Achtung vor dem Lebendigen und seinem Zusammenwirken mit anderem Lebendigen bestimmt ist.

Die christliche Illusion einer möglichen Aufhebung der absoluten Grenze, die der Tod für das einzelne Leben darstellt, kann sich so jedoch nicht einstellen. Die in der Meditation empfundene Entgrenzung des Ichs ist hier nur ein Gleichnis, das nichts an dem tatsächlichen Zum-Tode-Sein des Subjekts ändert.

Ebenso stellt sich das Bewegungsprinzip des Seins, wie es in der Meditation erfahren werden kann, in diesem Fall nicht als intentional handelnde Kraft dar, sondern schlicht als Resultat

einer physikalischen Gesetzmäßigkeit. Diese erscheint uns dabei freilich nicht weniger "numinos", weil das menschliche Vorstellungsvermögen weder das eine noch das andere zu fassen vermag.

Wiederauferstehungslotto

Hinzu kommt aber noch ein weiterer Punkt – nämlich die banale Tatsache, dass der Mensch nun einmal kein Liebstöckel ist. Dies hat den Vorteil, das rasante Wachstum nicht jedes Jahr mit einem ebenso rasanten Verfall bezahlen zu müssen – gleichzeitig jedoch den Nachteil, nicht durch den schlichten Wandel der Jahreszeiten Jahr für Jahr die Chance auf eine Wiederauferstehung, einen neuen Anlauf ins Leben, geschenkt zu bekommen.

Zwar kennen wir alle auch für das einzelne menschliche Dasein Wiederauferstehungserfahrungen: die schwere körperliche Krise etwa, die auf wundersame Weise überwunden wird, die geistige Krise, die durch die Entdeckung neuer Sinnhorizonte eine unerwartet positive Wendung nimmt, oder auch die finanzielle Krise, die durch einen Lottogewinn oder die eigene Einstufung als "systemrelevant" mit einem Federstrich beendet wird.

Das heißt: Die Wiederauferstehung innerhalb eines Daseins ist möglich – es gibt jedoch keine Gesetzmäßigkeit für sie. Die körperliche Krise kann auch im Tod münden, die geistige Krise in Wahnsinn oder Verzweiflung, die finanzielle Krise im persönlichen Ruin.

Zu beachten ist ferner, dass es bei zahlreichen existenziellen Krisen nicht oder nicht in erster Linie auf unsere eigene physische oder psychische Widerstandskraft ankommt. In vielen Fällen – wie etwa bei Flucht und Vertreibung, Obdachlosigkeit oder sozialer Isolation – sind wir für unsere "Wiederauferstehung" vielmehr auf die Hilfe anderer angewiesen.

Talkshow-Gast Jesus

Dies erinnert mich an einen Traum, den ich kürzlich hatte. Er ist mir etwas peinlich – aber wir sind hier ja gewissermaßen "unter uns", also will ich trotzdem davon erzählen. Nur bitte: Kein Wort darüber zu meinem Abt, sonst bekomme ich eine Extra-Beichte aufgebrummt!

In meinem Traum sah ich mich mitten in der Nacht in meiner Mönchszelle liegen. Ich wälzte mich von einer Seite auf die andere, ich konnte einfach nicht einschlafen. Also tat ich schließlich etwas, das ich sonst nie tue: Ich schlich mich in unseren Gemeinschaftsraum, schaltete den Fernseher ein und zappte mich durch die Programme. Am Ende blieb ich bei einem Programm hängen, in dem gerade eine Talkshow übertragen wurde. Thema: Möglichkeit und Wirklichkeit des Menschen. Special Guest: Jesus.

Gerade wollte der Moderator von seinem Gast wissen, wie so etwas Unvollkommenes wie der Mensch habe entstehen können. Jesus versuchte bei seiner Antwort nicht lange herumzulavieren. Auch redete er nicht von einem "höheren Wesen", einer himmlischen "Macht" oder einem ominösen "Selbst",

sondern schlicht von "Gott". Schließlich war dieser ja auch sein Vater – das erleichterte es ihm naturgemäß, an seine Existenz zu glauben.

"Sehen Sie", sagte er, sich entspannt zurücklehnend, die Finger gegeneinander gespreizt, "man sagt immer: Gott würfelt nicht. Aber jeden von uns reizt es doch irgendwann einmal, etwas zu tun, das niemand von ihm erwartet – noch nicht einmal er selbst. Außerdem wollte mein Vater wissen, wie stark die Eigendynamik der Wiedergeburtslogik ist, die er seiner Schöpfung zugrunde gelegt hatte – ob sie sich also auch ohne sein Zutun durchsetzen würde. Deshalb erschuf er Wesen, denen er die völlige Freiheit ließ, für die Schöpfung insgesamt und für ihresgleichen die Wiederauferstehung oder die Hölle zu bedeuten."

"Und?" drängte der Talkmaster seinen Stargast. "War Ihr Herr Vater zufrieden mit dem Experiment?"

Jesus lächelte vielsagend. "Schauen Sie mich doch an", forderte er seinen Gesprächspartner auf. "Was glauben Sie wohl, warum mein Vater mich in die Welt entsandt hat?"

Nachweise

[1] Kierkegaard, Sören: Die Krankheit zum Tode (1849). In: Ders.: Werke in fünf Bänden, herausgegeben von Liselotte Richter, Bd. 4, S. 11. Reinbek 1962: Rowohlt.

[2] Ebd.

[3] Ebd., S. 14.

[4] Ebd., S. 13 f.

[5] Ebd., S. 14.

[6] Vgl. Kierkegaard, Sören: Entweder – Oder (1843a), unter Mitwirkung von Niels Thulstrup und der Kopenhagener Kierkegaard-Gesellschaft herausgegeben von Hermann Diem und Walter Rest. München 1975: dtv (textidentisch mit der 1960 bei Jakob Hegner in Köln erschienenen Ausgabe), S. 771; Ders.: Furcht und Zittern (1843b). In: Ders.: Werke in fünf Bänden, herausgegeben von Liselotte Richter, Bd. 3, S. 51. Reinbek 1961: Rowohlt.

[7] Kierkegaard, Sören: Der Begriff Angst (1844). In: Ebd., Bd. 1 (1960), S. 57.

[8] Kierkegaard, Sören: Abschließende unwissenschaftliche Nachschrift zu den Philosophischen Brosamen (1846, dt. 1910). In: Ders.: Philosophische Brosamen und Unwissenschaftliche Nachschrift, unter Mitwirkung von Niels Thulstrup und der Kopenhagener Kierkegaard-Gesellschaft herausgegeben von Hermann Diem und Walter Rest, S. 131 – 844, hier S. 208 ff. München 1976: dtv (textidentisch mit der 1959 bei Jakob Hegner in Köln erschienenen Ausgabe).

[9] Vgl. Kierkegaard, Der Begriff Angst (s. Anm. 7), S. 57.

Die göttliche Wolke

Die Paradoxie des Himmelfahrtsgedankens

Christi Himmelfahrt ist ein Beispiel für die paradoxale Struktur des Göttlichen: Gerade im Akt des Verlassens offenbart es seine irdische Präsenz.

William Brassey Hole (1846 – 1917): Die Himmelfahrt Jesu
Wikioo.org

Verheißungsvolle Wolkenfähre

In meiner Schulzeit hatte ich eine Zeit lang eine recht strenge Religionslehrerin. Eine von der Sorte, die stolz darauf ist, auch in Religion Fünfen zu verteilen. Mit anderen Worten: Es war nicht gerade eine Lehrerin, die Kinder dazu motiviert, ins Kloster einzutreten.

Dass ich trotzdem später diesen Weg eingeschlagen habe, liegt vielleicht an dem Material, auf das diese Lehrerin sich in ihrem Unterricht gestützt hat. Natürlich gehörte es auch zu ihrem Repertoire, uns immer wieder Bibeltexte abschreiben zu lassen, die niemand von uns wirklich verstand. Daneben setzte sie aber auch ein Heft ein, in das wir zu den jeweils thematisierten Ereignissen Bildchen einkleben mussten.

Wie alle Kinder liebte ich Klebebildchen. Also hat mich das Heft bis zu einem gewissen Grad mit dem ansonsten wenig kindgerechten Religionsunterricht versöhnt.

Besonders beeindruckt hat mich das Bild zu Christi Himmelfahrt: Majestätisch auf einer Wolke thronend, den Blick in das göttliche Licht gerichtet, entschwebte Jesus von der Erde. Dies alles war verbunden mit einer elektrisierenden Verheißung aus der Apostelgeschichte: Auch diejenigen, die Jesus nachfolgen, würden die "Kraft des Heiligen Geistes empfangen", der solche Himmelsreisen auf Wolkenfähren ermöglichte.

Was konnte das anderes bedeuten, als dass Jesus mich, wenn ich nur fest genug an ihn glaubte, dereinst von der gestrengen Religionslehrerin befreien würde? Dass das schulische Jam-

mertal ein Ende nehmen würde, sobald ein Platz auf der Wolkenfähre für mich frei wäre?

Ein kosmisches U-Boot

Als ich später einsehen musste, dass die Himmelfahrt des Heilands nur wieder irgend so ein kryptisches Gleichnis war, war das für mich schlimmer als die Erkenntnis, dass der Weihnachtsmann in Wahrheit Onkel Anton war, ein im wirklichen Leben nicht eben umgänglicher und schon gar nicht freigiebiger Zeitgenosse. Glücklicherweise hatten wir da längst eine andere Religionslehrerin bekommen, die weniger Wert darauf legte, den Religionsunterricht in der Art eines Höllenhundes gegen mögliche Geringschätzung zu verteidigen.

Dennoch war mir Christi Himmelfahrt seitdem verleidet – um nicht zu sagen: Das Fest war mir suspekt. Es erschien mir wie die Party eines Hochstaplers, der Tickets in den Kosmos verkauft, obwohl er noch nicht einmal ein funktionstüchtiges Raumschiff besitzt.

Versöhnt habe ich mich mit dem Festtag erst wieder, als ich die Himmelfahrtswolke in einem neuen Licht sah; als ich erkannte, dass es sich dabei in Wahrheit weniger um eine Fähre als um eine Art kosmisches U-Boot handelte. Denn in der Apostelgeschichte ist ja keineswegs die Rede davon, dass Jesus die Wolke besteigt und *auf* ihr in den Himmel entschwebt. Vielmehr heißt es dort, dass er von der Wolke "aufgenommen" wird, dass er also in und mit ihr in ein anderes Reich

entgleitet, das sich den Blicken der Normalsterblichen entzieht.

Himmlischer Nebelglanz

Erst als ich mich von den Bildern meiner Kindheit löste, gelang es mir also, dem Geheimnis der Himmelfahrt näherzukommen. Ich begriff, dass Jesus dabei in Wahrheit nicht der Erde entrückt wird, sondern lediglich eine andere Dimension seines Seins offenbart. Die Wolke ist kein Mittel zum Zweck, sondern sie *ist* der Zweck. Sie ist das wahre Ziel der Reise, das Bild für seine Rückkehr zu Gott.

Schon im Alten Testament war die Wolke immer wieder das Bild, das auf die gleichzeitige Nähe und Unnahbarkeit Gottes hindeutete. Eine göttliche Wolke geleitet das jüdische Volk durch die Wüste, ein himmlischer Nebelglanz erfüllt den neu errichteten Tempel ebenso wie den Mischkan, das Zelt der Begegnung, in dem Moses sich mit den Ältesten berät.

Von dem in der Wolke ruhenden Geist beseelt, geraten die Ältesten im buchstäblichen Sinn in Be*geist*erung. Das Zelt der Begegnung wird so für sie zum Offenbarungszelt, in dem ihnen die Augen geöffnet werden für die Wahrheit Gottes und ein im Wortsinn gottgefälliges Leben.

Der göttliche Funke und die Feuerwolke

Wer also von der göttlichen Wolke berührt wird, der erhält eine Ahnung von dem unergründlichen Geheimnis Gottes, von

dem Unaussprechlichen, das stets um uns ist, ohne dass wir es mit unserem Verstand erreichen, geschweige denn mit unseren Worten beschreiben könnten. Wer ganz von der Wolke aufgenommen wird, der wird selbst ein Teil Gottes.

Letzteres ist vollständig natürlich nur jenen möglich, die ohnehin einen göttlichen Funken in sich tragen. Für Jesus ist das Aufgehen in der Wolke ja nur eine Art Heimkehr, vergleichbar der Vereinigung zweier Wolken am Abendhimmel.

Allerdings lässt sich das Bild des göttlichen Funkens auch etwas weiter fassen. Insofern wir alle ein Teil der Schöpfung sind, glimmt in uns allen der göttliche Funke. Eben dies ist auch die Voraussetzung dafür, dass Gottes Feuerwolke uns berühren und sich uns jenseits aller Worte offenbaren kann.

Wir können sogar noch einen Schritt weitergehen und sagen: Die ganze Schöpfung ist von einem göttlichen Funken beseelt. Überall in ihr wirkt das Feuer Gottes, als ein unsichtbares Energiefeld, das dem Leben Kraft und Richtung gibt.

Eben hierin liegt auch der geistige Sinn all der Frühjahrsprozessionen, die es vielerorts im Umfeld von Christi Himmelfahrt gibt. Sie alle entspringen dem Wunsch, sich in Einklang zu bringen mit dem Kraftfeld Gottes, sich in Aussaat und Pflege der Felder also gewissermaßen von der unsichtbaren Hand leiten zu lassen, die sich segnend über den Kreislauf des Werdens und Vergehens legt.

Geistiges Aufgehen im göttlichen Nebel

Allerdings hat eine solche vegetative Sicht der göttlichen Wolke für uns auch eine recht unangenehme Seite. Ein integraler Teil der Wolke können wir aus dieser Perspektive nämlich nur im Tod werden. Erst dann können die Nebel Gottes uns vollständig in sich aufnehmen.

Die Anverwandlung unseres Seins durch die göttliche Wolke ist dann zwar gleichbedeutend mit einer Verwandlung, denn nichts geht je verloren in Gottes Schöpfung. Wir selbst können diese Verwandlung jedoch nicht mehr miterleben, weil diese ja gerade auf unserem physischen Ende beruht.

Das Schöne aber ist: Wir können der Wolke Gottes auch geistig begegnen, so wie die Ältesten und die Priester im Alten Testament, die die heiligen Orte von ihr erfüllt fanden. Die Aufnahme durch die göttliche Wolke ist dann zwar nur eine gefühlte, vorgestellte – das Gleichnis tritt an die Stelle der realen Einheit mit dem Göttlichen. Dafür ist es jedoch etwas, das wir real erleben können und nicht mit dem Tod bezahlen müssen.

Das Kraftfeld Gottes

So wünsche ich mir an Christi Himmelfahrt, dass es uns gelingen möge, durch Meditation und das gemeinsame Gebet eine imaginäre Heimat zu finden in der Wolke Gottes. Wenn wir die Wirklichkeit dessen erahnen, was sich uns in der Annäherung an es entzieht, ist dies für uns ein ähnlicher Kraftquell wie für

die vom göttlichen Segen geleitete Hand bei der Aussaat im Frühjahr.

Zwar ist es in unserer von Krieg und Zerstörung beherrschten Zeit verlockend, sich die göttliche Wolke als Fähre zu denken, die uns aus dem finsteren Erdental in die himmlische Herrlichkeit entführt. Andererseits ist es gerade in solchen Zeiten wichtig, die göttlichen Nebel als uns nicht entführendes, sondern umschließendes Energiefeld zu begreifen, das uns nicht nur eine Ahnung der göttlichen Wahrheit vermittelt, sondern auch die Kraft, ihr in unserem Handeln zu folgen.

Die im Text erwähnten Bibelstellen zum Nachlesen:

Christi Himmelfahrt:
Apostelgeschichte 1,8-9

Göttliche Wolke im Alten Testament:
Buch der Könige (1. Könige 8,10-11);
4. Buch Mose (4. Mose 11,24-25)

Die Epiphanie in der Gießkanne
Oder: Pfingsten und Poesie

Im Mittelpunkt des Pfingsterlebnisses steht die Erfahrung einer tieferen Wirklichkeit, die auch nach einer anderen Sprache verlangt. Dadurch ergeben sich auch Berührungspunkte mit der Welt der Dichtung.

Ilka Hoffmann: Engelserscheinung in der Gießkanne

"Plötzlich kam ein Brausen über sie … ": Das biblische Pfingsterlebnis

Pfingsten gilt gemeinhin als freudiges Fest. Profanere Zeitgenossen freuen sich auf geistige Genüsse im Biergarten, religiösere Naturen feiern die geistige Vollendung des Erlösungswerkes Christi. Denn an Pfingsten – einer Art Erntedankfest im alten Israel – geschah mit den Aposteln das, was laut dem Propheten Joel "am Ende der Zeit" mit allen Menschen geschehen wird:

> *"Am Ende der Zeit, spricht Gott, will ich Geist von meinem Geist ausgießen über alle Menschen. Da werden eure Söhne und Töchter reden wie Propheten. Junge Männer werden Gesichte sehen, und (…) alle, die mein sind, (…) werden reden, was ich ihnen eingebe."* **[1]**

Diese geistige Befreiung manifestiert sich zunächst allerdings in apokalyptisch anmutenden "gewaltige[n] Zeichen": "Das Sonnenlicht wird sich verkehren in Finsternis, der helle Schein des Mondes in blutiges Rot". So kündigt sich auch die Erleuchtung der Apostel durch den Heiligen Geist über eine Art inneres Beben an, dessen Folge zunächst einmal eine allgemeine Verwirrung ist:

> *"Plötzlich kam ein Brausen über sie, als ob ein gewaltiger Sturm sie überfiele. Das ganze Haus, in dem sie saßen, war voll davon. Sie sahen Feuer, wie in einzelne Flammen zerrissen, das über sie herfuhr. Gottes heiliger Geist erfasste sie alle und brannte in ihnen. Da fingen sie an,*

fremdartige Worte zu stammeln, wie sie ihnen der Geist eingab." **[2]**

Erst nach und nach begreifen die Apostel und die, zu denen sie reden, dass Gott selbst aus ihnen spricht, dass sie die Fähigkeit erlangt haben, die Wahrheit der Schöpfung unmittelbar zum Ausdruck zu bringen. Die Sprache, die sie sprechen, ist als göttliche Sprache allen Menschen gemein. Sie ist eine Sprache des Geistes, die sie alle – unabhängig von den jeweils unterschiedlichen Ausdrucksformen, derer sie sich für die Verständigung im Alltag bedienen – auf einer tieferen Ebene miteinander verbindet.

Die Erleuchtungserfahrung an Pfingsten enthält damit drei zentrale Komponenten:

1. das unmittelbare Erleben der Wahrheit des Seins;
2. die Fähigkeit, in einer Sprache zu sprechen, die diese Wahrheit auszudrücken erlaubt;
3. die Erkenntnis, dass es sich bei dieser Wahrheit um etwas handelt, an dem alle Menschen gleichermaßen teilhaben.

"Das EINE Weltauge, was aus allen erkennenden Wesen blickt": Pfingsten und Schopenhauer

Das Pfingsterlebnis lässt sich allerdings auch durch die Art des dabei zutage tretenden Erkenntnisprozesses charakterisieren. Kennzeichnend für diesen ist, dass er sich unwillkürlich vollzieht, also unabhängig von der bewussten Reflexion der Beteiligten.

Derartige Erfahrungen kennen wir alle als so genanntes "Aha-Erlebnis". Oft löst sich ein "Knoten" in unseren Gedanken eben nicht durch eine bewusste Denkanstrengung auf, sondern gerade dadurch, dass wir die Gedanken in unserem Unbewussten "reifen" lassen. So überfällt einen die Lösung eines Problems, das man lange mit sich herumgetragen hat, oftmals geradezu "im Schlaf" bzw. steht einem morgens, beim Aufwachen, plötzlich klar vor Augen.

Derartige Erlebnisse zeigen, dass viele Probleme sich nur dann einer Lösung zuführen lassen, wenn man die eingefahrenen Gleise des Alltags verlässt und neue Denkansätze ausprobiert. Dies wird aber oft dadurch verhindert, dass unser bewusstes Wollen uns immer wieder zu den tradierten Deutungsmustern hinführt und uns fest in die Strukturen unserer Alltagswelt einbindet. Ein über diese Strukturen hinausweisendes Erkennen ist insofern nur in der Art eines "willenlose[n] Erkennen[s]" möglich, wie es Arthur Schopenhauer in seinem philosophischen Hauptwerk *Die Welt als Wille und Vorstellung* (1819) beschrieben hat:

> *"In dem Augenblick, wo wir, vom Wollen losgerissen, uns dem reinen willenlosen Erkennen hingegeben haben, sind wir gleichsam in eine andere Welt getreten, wo alles, was unseren Willen bewegt und dadurch uns so heftig erschüttert, nicht mehr ist. Jenes Freiwerden der Erkenntnis hebt uns aus dem allen ebenso sehr und ganz heraus wie der Schlaf und der Traum. Glück und Unglück sind verschwunden: Wir sind nicht mehr das Individuum, es ist vergessen, sondern nur noch reines Subjekt der Erkennt-*

nis. Wir sind nur noch da als das EINE Weltauge, was aus allen erkennenden Wesen blickt, im Menschen allein aber völlig frei vom Dienste des Willens werden kann" **[3]**.

"Als bestünde mein Körper aus lauter Chiffren …": Hofmannsthals Gießkannen-Epiphanie

Einen solchen Übertritt in die Welt des willenlosen Erkennens beschreibt auch Hugo von Hofmannsthal in seinem *Brief des Lord Chandos* (1902). Interessanterweise ist das Erweckungserlebnis, das der neuen Art der Weltwahrnehmung vorausgeht, dabei anfangs mit einer ähnlichen Desorientierung verbunden wie im Fall der vom Heiligen Geist heimgesuchten Apostel. Wie diese auf einmal nur noch "fremdartige Worte (…) stammeln" können, verliert der Briefschreiber bei Hofmannsthal "die Fähigkeit, (…) über irgendetwas zusammenhängend zu denken oder zu sprechen":

> *"Es zerfiel mir alles in Teile, die Teile wiederum in Teile, und nichts mehr ließ sich mit einem Begriff umspannen. Die einzelnen Worte schwammen um mich; sie gerannen zu Augen, die mich anstarrten und in die ich wieder hineinstarren muss: Wirbel sind sie, in die hinabzusehen mich schwindelt, die sich unaufhaltsam drehen und durch die hindurch man ins Leere kommt"* **[4]**.

Je mehr er sich jedoch an die neue Art der Wirklichkeitswahrnehmung gewöhnt, desto mehr erlebt der Schreiber diese als befreiend. Denn eben dadurch, dass er die Dinge nicht mehr durch den Filter der mit den herkömmlichen Begriffen ver-

bundenen Deutungen wahrnimmt, kann auf einmal noch der unscheinbarste Gegenstand ein "Gefäß" werden für seine Offenbarungserfahrungen **[5]**.

Als Beispiel dafür wird in dem Brief eine Gießkanne angeführt, in der das Wasser "vom Schatten des Baumes finster ist, und ein Schwimmkäfer, der auf dem Spiegel dieses Wassers von einem dunklen Ufer zum andern rudert". Die an einzelnen Erscheinungen sich vollziehenden Epiphanie-Erlebnisse strahlen dabei auf die gesamte Wirklichkeit aus:

> *"Diese stummen und manchmal unbelebten Kreaturen heben sich mir mit einer solchen Fülle, einer solchen Gegenwart der Liebe entgegen, dass mein beglücktes Auge auch ringsum auf keinen toten Fleck zu fallen vermag. Es erscheint mir alles, alles, was es gibt, alles, dessen ich mich entsinne, alles, was meine verworrensten Gedanken berühren, etwas zu sein"* **[6]**.

Charakterisiert wird dieser Zustand als "eine Art fieberisches Denken, (…) in einem Material, das unmittelbarer, flüssiger ist als Worte". Die daraus entstehenden "Wirbel" führten ihn, so der Schreiber, "nicht wie die Wirbel der Sprache ins Bodenlose (…), sondern irgendwie in mich selber und in den tiefsten Schoß des Friedens":

> *"Es ist mir dann, als bestünde mein Körper aus lauter Chiffren, die mir alles aufschließen. Oder als könnten wir in ein neues, ahnungsvolles Verhältnis zum ganzen Dasein treten, wenn wir anfingen, mit dem Herzen zu denken"* **[7]**.

"Auf die andere Seite der Natur geraten … ": Rilkes "Weltinnenraum"

Eine ähnliche Erfahrung wie Hugo von Hofmannsthal beschreibt Rainer Maria Rilke in zwei kurzen, 1913 entstandenen Prosastücken (*Erlebnis I und II*).

In *Erlebnis I* spürt sich der Protagonist, als er sich während eines Spaziergangs an einen Baum anlehnt, auf einmal so vollständig "eingelassen in die Natur", dass er "in einem beinah unbewussten Anschaun" innehält **[8]**. Während aus dem Baum "fast unmerkliche Schwingungen" in ihn überzugehen scheinen, hat er das Gefühl, als stehe er in seinem Körper "wie in der Tiefe eines verlassenen Fensters", von dem aus er in die Natur hinübersehe. Schließlich kommt es ihm vor, als sei er "auf die andere Seite der Natur geraten":

> *"Langsam um sich sehend, ohne sich sonst in der Haltung zu verschieben, erkannte er alles, erinnerte es, lächelte es gleichsam mit entfernter Zuneigung an, ließ es gewähren, wie ein viel Früheres, das einmal, in abgetanen Umständen, an ihm beteiligt war. Einem Vogel schaute er nach, ein Schatten beschäftigte ihn, ja der bloße Weg, wie er da so hinging und sich verlor, erfüllte ihn mit einem nachdenklichen Einsehn, das ihm umso reiner vorkam, als er sich davon unabhängig wusste"* **[9]**.

Durch das reine Anschauen gewinnen die Dinge eine neue Qualität für ihn. Sie scheinen ihm nun aus einem "geistigere[n] Abstand" gegenüberzutreten und sich ihm dabei "mit so uner-

schöpflicher Bedeutung" zu offenbaren, "als ob nun nichts mehr zu verbergen sei" **[10]**.

In *Erlebnis II* wird die zunächst nur optisch vermittelte Verbundenheit mit den Dingen auch über andere Sinne realisiert. So heißt es hier von einem Vogelruf, dass er

> *"draußen und in seinem Innern übereinstimmend da war, indem er sich gewissermaßen an der Grenze des Körpers nicht brach, beides zu einem ununterbrochenen Raum zusammennahm, in welchem, geheimnisvoll geschützt, nur eine einzige Stelle reinsten, tiefsten Bewusstseins blieb. Damals schloss er die Augen, um in einer so großmütigen Erfahrung durch den Kontur seines Leibes nicht beirrt zu sein, und es ging das Unendliche von allen Seiten so vertraulich in ihn über, dass er glauben durfte, das leichte Aufruhn der inzwischen eingetretenen Sterne in seiner Brust zu fühlen"* **[11]**.

Zwar gehen sowohl bei Hofmannsthal als auch bei Rilke die Epiphanie-Erlebnisse zunächst mit einer vorübergehenden Loslösung aus der Gemeinschaft mit anderen einher. Denn die Erlebnisse zeichnen sich ja gerade durch eine Abkehr von jenen Deutungsmustern aus, aus denen sich für alle anderen die Wahrnehmung der Wirklichkeit aufbaut.

Im Endeffekt führt die Erfahrung der tieferen Wahrheit des Seins jedoch zu der Empfindung einer tieferen Verbundenheit mit allem und allen anderen. Wie die biblische Pfingsterfahrung eine allen Menschen gemeinsame Sprache hervorbringt, betont folglich auch Rilke das Gefühl der Seelenverwandt-

schaft mit anderem Seienden, das sich aus einer wesenhaften, nicht oberflächlichen Wahrnehmung der Welt ergibt:

> *"Durch alle Wesen reicht der eine Raum:*
> *Weltinnenraum. Die Vögel fliegen still*
> *durch uns hindurch. O, der ich wachsen will,*
> *ich seh hinaus, und in mir wächst der Baum."* **[12]**

So lassen sich die von Rilke und Hofmannsthal beschriebenen Erfahrungen in gewissem Sinne als Epiphanie-Erlebnisse charakterisieren, in denen die christlich-religiöse Wahrheitssuche in den Bereich der allgemeinen Wahrheit des Seins übertragen wird. Wie bei der biblischen Erleuchtungserfahrung geht es dabei jedoch auch hier um das unmittelbare Erleben dieser Wahrheit. Diese wäre allerdings eher in einem platonischen Sinn zu verstehen, als Wahrnehmung der ewigen, wesenhaften Ideen, die sich unter der Oberfläche der Dinge verbergen.

"Die Welt mit den Augen der Poesie sehen": Die Dichtung als Medium der Wahrheit

Bleibt noch das dritte Charakteristikum der Pfingsterfahrung: die Fähigkeit, in einer neuen, die Wahrheit unmittelbar zum Ausdruck bringenden Sprache zu sprechen. Während die biblischen Apostel diese Gabe durch den Heiligen Geist erhalten, vertrauen Hofmannsthal und Rilke hierfür auf die Poesie. Denn durch die ihr eigene, bildhaft-verdichtende Sprache verfügt diese über die Kraft, die in den Alltagsbegriffen gefangene Wirklichkeitswahrnehmung für die tiefere Wahrheit des Seins zu öffnen.

Sehe man die Welt, so Hofmannsthal, "mit den Augen der Poesie, die jedes Ding jedes Mal zum ersten Mal sieht, die jedes Ding mit den Wundern seines Daseins umgibt", so würden die Dinge zu den "eigentlichen Hieroglyphen, sind sie lebendige, geheimnisvolle Chiffren, mit denen Gott unaussprechliche Dinge in die Welt geschrieben hat" **[13]**.

An dieser Stelle berührt sich demnach das dichterische Schaffen auch wieder mit der religiösen Erfahrung. Denn auch für das Pfingsterlebnis gilt: Es reicht nicht, dass irgendwann einmal die Apostel eine solche Erfahrung gemacht haben. Vielmehr muss sich die religiöse Erweckung in jedem Einzelnen immer aufs Neue wiederholen, um lebendig zu bleiben. Wer Gott nur auf seine Buchwahrheit reduziert, nimmt ihn in einer ebenso oberflächlichen, verzerrenden Weise wahr, wie die Alltagssprache die Dinge zeichnet.

In diesem Sinne sind für den Ikonen malenden Mönch in Rilkes *Stunden-Buch* all die "Bilder" und "Namen", mit denen wir Gott belegen, wie "tausend Mauern", welche die Wahrheit Gottes verstellen. Das Mittel dagegen ist für ihn ein beständiges meditatives "Umkreisen" Gottes bzw. der Wahrheit des Seins, durch das diese in einem nie endenden künstlerischen Prozess immer wieder neu zu erfassen versucht wird:

> *"Wir bauen an dir mit zitternden Händen*
> *und wir türmen Atom auf Atom.*
> *Aber wer kann dich vollenden,*
> *du Dom."* **[14]**

Nachweise

[1] Apostelgeschichte, 2. Kapitel; hier zit. nach der Übertragung des Neuen Testaments von Jörg Zink, Stuttgart 1965: Kreuz-Verlag.

[2] Ebd.

[3] Schopenhauer, Arthur: Die Welt als Wille und Vorstellung (1819); hier zit. nach: Arthur Schopenhauers Werke in fünf Bänden, nach den Ausgaben letzter Hand herausgegeben von Ludger Lütkehaus, Bd. 1, S. 267. Zürich 1988 (Neuausgabe 1994): Haffmans.

[4] Hofmannsthal, Hugo von: Ein Brief (1902). In: Ders.: Sämtliche Werke, Bd. 31, hg. von Ellen Ritter: Erfundene Gespräche und Briefe, S. 45 – 55, hier S. 48 f. Frankfurt/Main 1991: S. Fischer.

[5] Ebd., S. 50.

[6] Ebd., S. 51 f.

[7] Ebd., S. 52/54.

[8] Rilke, Rainer Maria: Erlebnis I (e 1913, v 1918). In: Ders.: Werke. Kommentierte Ausgabe in vier Bänden, Bd. 4, hg. von Horst Nalewski, S. 666 – 668, hier S. 666. Frankfurt/Main 1996: Insel.

[9] Ebd., S. 666 f.

[10] Ebd., S. 668

[11] Rilke, Rainer Maria: Erlebnis II (e 1913, v 1935). In: Ebd., S. 668 – 670, hier S. 668 f.

[12] Rilke, Rainer Maria: [Es winkt zu Fühlung fast aus allen Dingen …] (v 1927). In: Ders.: Werke. Kommentierte Aus-

gabe in vier Bänden, Bd. 2, hg. von Manfred Engel und Ulrich Fülleborn, S. 113. Frankfurt/Main 1996: Insel.

[13] Hofmannsthal, Hugo von: Das Gespräch über Gedichte (1904). In: Ders.: Sämtliche Werke, Bd. 31 (s. Anm. 4), S. 74 – 86, hier S. 79 f.

[14] Rilke, Rainer Maria: Das Stunden-Buch, Erstes Buch: Das Buch vom mönchischen Leben (1899). In: Ders.: Werke. Kommentierte Ausgabe in vier Bänden, Bd. 1, hg. von Manfred Engel und Ulrich Fülleborn, S. 157 ff. Frankfurt/Main 1996: Insel.

Das Wunder der verfallenen Kapelle
Vom Sinn des Pilgerns

Eine Pilgerreise muss nicht zu den klassischen Wallfahrtsorten führen. Der Sinn des Pilgerns offenbart sich oft eher auf unscheinbaren Routen.

Arnošt Hofbauer (1869 – 1944): Pilger (1905)
Wikimedia commons

Warum Gott sich von klassischen Wallfahrtsorten fernhält

Wenn es um das Pilgern geht, bin ich ganz und gar nicht einer Meinung mit unserem Abt. Bruder Ägidius ist strikt dagegen, dass auch wir Mönche uns von Zeit zu Zeit auf eine Pilgerreise begeben. Er ist der festen Überzeugung, dass dies nur ein Vorwand dafür sei, sich eine Art Auszeit von der strengen Klosterregel zu verschaffen und sich stattdessen von den Wogen des weltlichen Lotterlebens treiben zu lassen.

Ich weiß natürlich, woran er dabei denkt: an die klassischen Wallfahrtsorte, wo der Gegenstand der Anbetung in der Tat hinter einem sehr weltlichen Jahrmarktstreiben verschwindet. Wenn das Pilgern sich auf solche Ziele beschränken würde, gäbe es keinerlei Dissens zwischen mir und Bruder Ägidius. Auch ich muss dabei an die Händler und Geldwechsler im Tempel denken, an die zornige Enttäuschung, mit der einer, der es wissen musste, diese Anbeter des Goldenen Kalbs einst der Entweihung des Heiligsten bezichtigt hat.

Vor allem aber halte ich es für anmaßend, ein einmal geschehenes Wunder durch bestimmte Zeremonien quasi immer wieder neu erzwingen zu wollen. Mir kommt das vor, als wollte man jemanden, der einem einmal ein großes Geschenk gemacht hat, in regelmäßigen Abständen dazu nötigen, einen immer wieder mit demselben Geschenk zu beehren.

Ein Wunder aber lässt sich nicht erzwingen. Es kann nicht durch magische Beschwörung und rituelle Abläufe wiederholt oder herbeigeredet werden. Sein Wesen besteht ja eben da-

rin, dass es sich gerade dann und gerade dort ereignet, wann und wo man es am wenigsten erwartet.

Die Pilgerreise als Spiegelbild der Lebensreise

Wie gesagt: Wenn es um die klassischen Wallfahrtsorte geht, teile ich die Skepsis unseres Abtes. Was ich ihm aber vorwerfe, ist, dass er die Pilgerfahrten dorthin ganz allgemein mit dem Pilgern gleichsetzt. Für mich nämlich hat das Pilgern einen ganz anderen Sinn.

Eine Pilgerreise ist für mich im Kern ein Abbild der Lebensreise. Oder genauer: eine bestimmte Form, sich zu seiner Lebensreise in Beziehung zu setzen.

Die Lebensreise ist im Grunde ja keine sehr attraktive Reise. Sie beginnt mit der Geburt und endet mit dem Tod – einem Reiseziel, das wohl kaum jemand ansteuern würde, wenn er die Wahl hätte.

Da wir in diesem Punkt aber nun einmal keine Wahl haben, tun wir im Alltag alles, um das Bewusstsein für die Reise, auf der wir uns befinden, zu betäuben. Auch wenn es mich schmerzt, muss ich doch zugeben: Das ist hier im Kloster nicht anders. Auch hier führen all die Regeln und Gebote, die meinen Alltag prägen, mitunter dazu, dass ich das Wesen meines Weges aus den Augen verliere. Dann fühle ich mich im Innersten ganz taub und habe das schreckliche Gefühl, das, worum mein geistiges Leben kreist, mit meinen Alltagsverrichtungen zu ersticken.

Eine Pilgerreise ist für mich die Möglichkeit, mich wieder für die Wahrheit meiner Lebensreise zu öffnen; mir wieder der Schutz- und Hilflosigkeit bewusst zu werden, mit der ich durch dieses Leben wandere. Eben dadurch kann sich meine Seele aber auch wieder für die unsichtbare Hand öffnen, die mich auf dieser Wanderung leitet und trägt.

Ein Irrweg als Weg zu Gott

Eine so verstandene Pilgerreise führt eben gerade nicht zu den klassischen Wallfahrtsorten, wo das Wunder an jeder Ecke zum Kauf angeboten wird. Ihr Ziel sind eher die unscheinbaren, abgelegenen Orte, die auf keiner der großen Pilgerrouten verzeichnet sind und deren Bedeutung sich allein aus der einen, unumstößlichen Gewissheit ergibt: Es gibt keine Kirche, in der Gott nicht zu Hause ist. Noch in der kleinsten Kapelle brennt sein Licht.

Am deutlichsten habe ich das gespürt, als ich einmal auf einer Pilgerreise durch Frankreich abends im Wald auf eine verfallene Kapelle gestoßen bin. Da es schon dämmerte und ich auch ein wenig vom Weg abgekommen war, beschloss ich, im Schutz der Kapelle zu übernachten. Dabei hat sich, wie so oft im Leben, der scheinbare Irrweg als der eigentlich wahre Weg erwiesen.

Denn in dieser Nacht habe ich zum ersten Mal den Hauch des Wunders gespürt. Nein, ich bin nicht von einer heiligen Hirschkuh geküsst worden, und es hat mir auch nicht von irgendwoher eine verborgene Marienstatue zugezwinkert. Es

war einfach so, dass ich die Anwesenheit eines Geheimnisses gespürt habe, für das selbst einem Tag für Tag im Gebet versunkenen Mönch die Worte fehlen.

Apulische Agape

Ein anderes Mal habe ich auf einer Pilgerreise durch Apulien einen Bauern getroffen. Das heißt, eigentlich war er nur Nebenerwerbslandwirt, seine Familie ernährte er mit Fabrikarbeit. Umso mehr erfüllten ihn allerdings die selbst angebauten Oliven und der selbst gekelterte Wein mit Stolz. Spontan lud er mich zu sich ein, und zum Abschied schenkte er mir noch ein großes Glas Oliven und eine Flasche Wein.

Es war im Grunde eine Allerweltsbegegnung, ein Aufeinandertreffen von Menschen, deren Lebenswege sich für ein paar wenige Augenblicke kreuzen. Als ich aber später über einer Schlucht rastete und von den Oliven und dem Wein kostete, erschien mir die kleine Mahlzeit auf einmal wie eine Nabelschnur, die mich auf eine innige, geistige Weise mit meiner Umgebung und mit allen darin lebenden Wesen verband. Nie zuvor hatte ich den tieferen Sinn des Brotbrechens so intensiv empfunden.

Eine Pilgerreise zu Aschenbrödel-Kirchen

Natürlich bin ich kein geistiges Waisenkind. All die Gebete, Meditationen und Gottesdienste, die hier im Kloster meinen Alltag prägen, legen sich um meine Seele wie ein weiches Gespinst, das meinem Glauben ein Zuhause bietet.

Wahres Gottvertrauen offenbart sich für mich aber gerade in dem Mut, dieses Zuhause von Zeit zu Zeit zu verlassen. Deshalb würde ich sehr gerne noch einmal zu einer Pilgerreise aufbrechen – meine Glaubensheimat zeitweilig verlieren, um sie neu zu gewinnen.

Ich habe mir sogar schon – natürlich ohne Wissen von Bruder Ägidius – eine Route durch einige dieser Aschenbrödel-Kirchen zusammengestellt, die von der Welt kaum beachtet werden. Denn in Wahrheit ist es doch so: Je greller der Prunk in den Kirchen leuchtet, desto mehr wird der göttliche Funke davon überdeckt. In der Bescheidenheit eines dunklen Kirchengewölbes lässt er sich, wie ich finde, viel leichter entdecken.

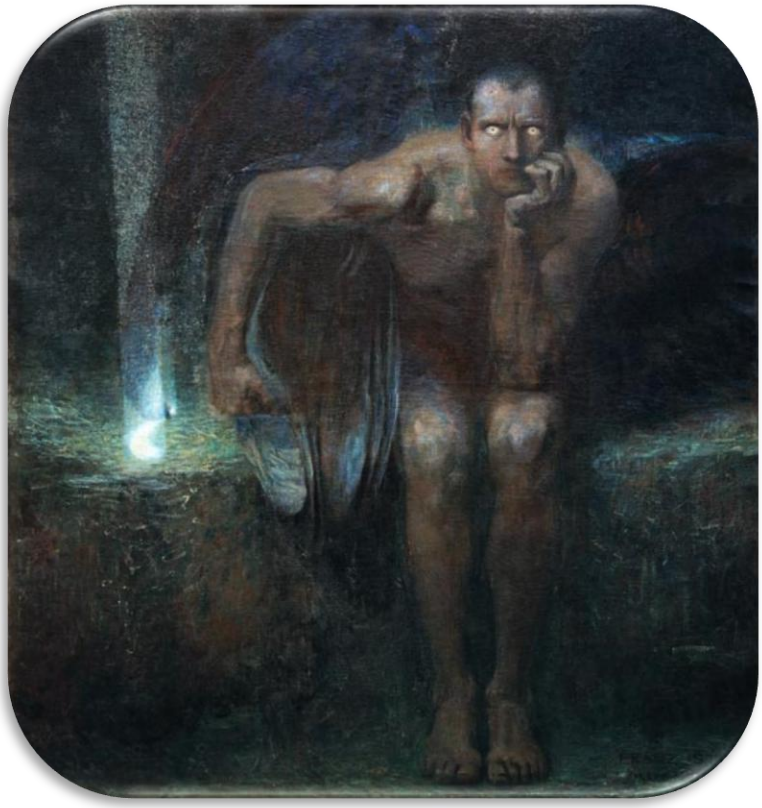
Die Entzündung des Seelenfunkens

Womöglich ist es mit den Menschen ja nicht anders als mit den Kirchen: Je unspektakulärer sie ihr Leben leben, desto wahrscheinlicher ist es, dass sie anderen ohne die Maskerade ihrer Alltagsrollen begegnen. Dies ermöglicht dann eine Begegnung von Mensch zu Mensch, in der, jenseits des gesprochenen Wortes, eine Seele sich für die andere öffnet.

Jede solche Begegnung ist ein kleines Wunder, das einen über die Bitternisse der Lebensreise hinwegtröstet – nicht anders als das stille Leuchten, das manchmal gerade in der unscheinbarsten Kapelle die Seele erfasst.

Von lichter Finsternis und finsterem Licht
Was Teufel, Satan und Luzifer für uns bedeuten

Ein teuflischer Traum hat mich über die dunkle Seite unserer Existenz nachdenken lassen: Was meinen wir eigentlich genau, wenn wir "Teufel", "Satan" oder "Luzifer" sagen? Und welche Aspekte unserer dunklen Seite sind jeweils damit verbunden?



Franz von Stuck (1863 – 1928): Luzifer
Nationale Kunstgalerie Sofia (Wikimedia commons)

Ein teuflischer Traum

Letzte Nacht hatte ich einen sehr unangenehmen Traum. Ein früher Wintereinbruch hatte viele der schönen Phlox-Stängel umgeknickt, die gerade erst ihre leuchtenden Blüten ausgebildet hatten. Das tat mir leid, und also beschloss ich spontan, die nicht mehr zu rettenden Blumen abzuschneiden und sie zu kleinen Sträußen zusammenzubinden. In diese flocht ich Kärtchen mit meinen Lieblingspsalmen und ging dann in die Stadt, um dort meine blumigen Präsente zu verteilen.

Was ich mir davon versprochen habe, kann ich nicht sagen. Träume haben ihre eigene Logik. Noch deutlicher wurde dies, als ich mit meinen Blumensträußen auf einzelne Personen zuging. Sobald sie mich auch nur von ferne sahen, wichen sie mir nicht nur aus, sondern machten einen großen Bogen um mich. Manche drehten sich sogar um und wählten einen anderen Weg, um mir nicht begegnen zu müssen.

Fürchteten sie etwa, ich könnte sie um ein Almosen bitten? Oder sie bekehren wollen? Aber wie hätten sie eigentlich darauf kommen sollen? Sie konnten ja gar nicht wissen, was ich vorhatte! Schließlich machten sie alle schon kehrt, ehe ich auch nur die Andeutung einer Bewegung in ihre Richtung machen konnte.

Eine ungeheure Abstoßungsreaktion ging von mir aus. Es war, als hätte ich mich selbst in den Wintersturm aus meinem Traum verwandelt. Alles stob auseinander, sobald ich ihm zu nahe kam. Wie trockenes Laub, in das der Herbstwind bläst, flohen die Menschen meine Nähe.

Was war nur geschehen? Was erschreckte die Entgegenkommenden so sehr an meiner Erscheinung, dass sie noch nicht einmal in einigen Metern Entfernung an mir vorbeigehen wollten?

Da hörte ich, wie sich ein Raunen in der Straße erhob, ein Tuscheln und Gemurmel, das hinter meinem Rücken stetig anschwoll. Zuerst konnte ich nur einzelne Laute unterscheiden, dunkle Laute, die wie die Rufe der Käuze im nächtlichen Wald klangen. Dann aber formten sich daraus allmählich einzelne Silben. Am Ende setzten sie sich zu einem Wort zusammen, das ich zunächst nicht verstand, weil ich es nicht wahrhaben wollte: "Sa-ta-nas …"

Vor allem war mir nicht klar, was die Anspielung auf den bösen Feind mit mir zu tun haben sollte. Ich wollte doch nur Blumen verschenken, leuchtende Blumen und ein paar Psalmenworte!

Erschöpft blieb ich vor dem Schaufenster eines Friseursalons stehen. Zwischen Mannequins mit extravaganten Frisuren befand sich auch ein Spiegel, wohl um den Vorübergehenden zu zeigen, wie weit sie von dem exquisiten Frisurenideal entfernt waren. Und dieser Spiegel verriet mir nun, warum alle vor mir wegrannten. Er zeigte mich als ein Wesen mit Ziegenbart, rötlicher Gesichtsfarbe, durchdringendem Blick und Haaren, die wie Hörner zu Berge standen.

Kein Zweifel: Ich selbst war der böse Feind, die Inkarnation alles Finsteren, das die Menschheit seit Urzeiten bedroht!

Ein übler Geruch

Als ich am anderen Morgen erwachte, brauchte ich erst einige Zeit, bis ich mich aus den Fängen des Traumes lösen konnte. Lange blieb ich in einem Dämmerzustand gefangen, in dem ich mich von aller Welt verlassen und verstoßen fühlte, obwohl ich meinen Mitmenschen doch eigentlich nur Gutes hatte tun wollen.

Dann aber lichtete sich allmählich die Dunkelheit, und es gelang mir, den Nährboden des Traumes zu ergründen. Im Klostergarten ist in diesem Jahr der Schnittknoblauch besonders üppig gesprossen. Beim Mittagessen mit meinen Mitbrüdern habe ich mir wohl etwas zu viel davon in meinen Gemüseeintopf geschnippelt.

Daraufhin hat unser Abt erst die Nase gerümpft und dann halblaut zu seinem Nachbarn gesagt: "Was ist denn das für ein übler Geruch? Man könnte ja fast meinen, der Leibhaftige wäre hinter einem von uns her!" Dabei blickte er betont unauffällig in meine Richtung.

Es war eine sehr peinliche Situation, zumal im Refektorium ansonsten stets das Schweigegebot gilt. Alle sahen mich an, so dass ich mich in der Tat wie ein Aussätziger fühlte – wie der für alle Zeiten Verstoßene und Verdammte, auf den Bruder Ägidius angespielt hatte.

Hinzu kam, dass ich mir am Vortag vor dem Zubettgehen meine spärliche Haarpracht gewaschen und nicht gewartet hatte, bis sie vollständig getrocknet war. So standen die widerborstigen Strähnen am nächsten Morgen wie kleine Hörner

von meinem Kopf ab, als wäre ich dem bösen Feind begegnet – oder hätte selbst seine Gestalt angenommen.

Aber wie das mit Träumen so ist: Man kann zwar erklären, woher sie ihre Bilder nehmen. Auflösen lässt sich die Welt, die sie damit erschaffen, aber nicht. Je stärker ein Traum uns in seinen Bann zieht, desto mehr färbt er die Seele mit seinen Stimmungen. Schlimmstenfalls bleiben wir dann den ganzen Tag eingehüllt in die Wolke aus dunklen Ahnungen, die der Traum über uns ausgegossen hat.

Als eine Art Reinigungsritual habe ich mich deshalb gezielt dem Quell der Unruhe zugewandt, die der Traum in mir ausgelöst hat. Das heißt, ich habe angefangen, mir noch einmal genauer über das Wesen jener dunklen Macht Gedanken zu machen, als deren Ebenbild der Traum mich dargestellt hat. Vielleicht, so dachte ich, gäbe es ja doch noch tiefere Ursachen für dieses Traumbild. War es vielleicht ein Hinweis darauf, dass ich der dunklen Seite meines Wesens zu wenig Beachtung schenkte – und eben deshalb Gefahr lief, von ihr überflutet zu werden?

Im Bestreben, mich der Welt der Finsternis betont nüchtern zu nähern, bin ich zunächst von den unterschiedlichen Gestalten ausgegangen, die für uns das Wesen dieser Welt personifizieren. Ich habe mich also gefragt, was genau wir eigentlich meinen, wenn wir "Teufel", "Satan" oder "Luzifer" sagen. Woher kommen die damit verbundenen Vorstellungen? Und welche Aspekte unserer dunklen Seite assoziieren wir jeweils damit?

Das Dunkle als eigenständige Macht: Teufel und Ahriman

Von den drei Konzepten "dunkler" Mächte steht der Teufel am stärksten für die Idee zweier gleich starker Gottheiten, die beide auf je eigene Weise den Weltenlauf beeinflussen. Besonders deutlich wird dies in der persisch-zoroastrischen, auf den Religionsstifter Zarathustra zurückgehenden Lehre sowie im Manichäismus.

Im Zoroastrismus wird Ahriman (ursprünglich "Angra Mainyu": Zerstörerischer Geist), der Antagonist des guten, schöpferischen Geistes ("Spenta Mainyu"), oft als Zwilling seines Erlösung bringenden Bruders dargestellt. Beide ringen in einem jahrtausendelangen Kampf um die Seelen der Menschen.

In der Lehre des ebenfalls aus Persien stammenden Mani hat der zoroastrische Dualismus im 3. Jahrhundert eine weitere Radikalisierung erfahren. Das Reich des Lichtes und das Reich der Finsternis stehen sich hier als unversöhnliche Gegensätze gegenüber.

Grundsätzlich gehört dabei die gesamte materielle Welt der Welt der Finsternis an. Da sie sich im Kampf mit der Welt des Lichtes jedoch Teile von diesem einverleibt hat, ringen auch in ihrem Inneren dunkle und helle Elemente miteinander. Ziel des irdischen Seins ist es somit, die in der Materie eingeschlossenen Lichtfunken zu befreien. Durch deren Erlösung wird die Einheit der Lichtwelt wiederhergestellt, was gleichbedeutend ist mit dem Sieg über die Welt der Finsternis.

Das wichtigste Mittel für das Erreichen der Erlösung ist dabei die Askese. Diese beruht zum einen auf dem Gedanken, jeden

überflüssigen Kontakt mit der Materie zu vermeiden. So soll verhindert werden, dass diese Macht über den Menschen erlangt.

Zum anderen zielt die Askese paradoxerweise aber auch auf eine Schonung der Materie ab. Schließlich dürfen die in dieser eingeschlossenen Lichtfunken auf keinen Fall verletzt werden. Hieraus folgt die Forderung einer unbedingten Friedfertigkeit gegenüber allen anderen Lebewesen, die gemäß der manichäischen Lehre auf keinen Fall verletzt oder gar getötet werden dürfen.

Die schöpferische Kraft des dunklen Gottes: Dionysos

Zoroastrismus und Manichäismus unterscheiden sich von der christlichen Lehre darin, dass sie die dunkle Seite des Lebens jeweils als eigenständige, von der hellen Seite unabhängige Macht konzipieren. Sie stimmen jedoch mit dem Christentum darin überein, dass die dunkle Seite grundsätzlich als etwas Destruktives, Verdammenswertes erscheint, das überwunden werden muss, um zur Erlösung zu gelangen.

Beide Denkmodelle stehen somit in diametralem Gegensatz zu Vorstellungen, in denen "helle" und "dunkle" Mächte als einander ergänzende und eng aufeinander bezogene Aspekte des Daseins erscheinen. Besonders deutlich wird dies in der griechischen Mythologie. Der dunklen Seite des Lebens entspricht hier Dionysos, der Gott des Weines, der Fruchtbarkeit und der Ekstase. Für die helle Seite steht Apollon, der Gott der Künste, der Prophezeiungen, der Heilkraft und der Sittlichkeit.

Scheinbar klar voneinander getrennt, erweisen sich die beiden Gottheiten bei näherer Betrachtung als vielfach miteinander verflochten. So steht etwa das berühmte Orakel von Delphi natürlich unter dem besonderen Schutz Apollons, als dem Gott der Weissagung. Die Verkündigung der Prophezeiungen durch die Pythia ist jedoch untrennbar verbunden mit einem Zustand der Trance. Die Nähe des Göttlichen – der wohl durch entsprechende berauschende Substanzen nachgeholfen worden ist – bewirkt hier also eine dionysische Ekstase, durch die allein die Weisheit des apollinischen Geistes erfahren werden kann.

Noch deutlicher wird die enge Verknüpfung apollinischer und dionysischer Elemente bei den Eleusinischen Mysterien. Kern dieses in der Antike alljährlich bei Athen begangenen Kultes ist der Mythos der Persephone, die als Tochter (Kore) der Fruchtbarkeitsgöttin Demeter von Hades, dem Gott der Unterwelt, geraubt wird. Fortan muss sie stets einen Teil des Jahres mit diesem verbringen.

Der Mythos bildet natürlich den ewigen Kreislauf des Werdens und Vergehens ab, die Tatsache, dass das Korn im Herbst in die "dunkle" Erde abtaucht, um im Frühjahr als neue, nährende Pflanze wieder daraus aufzutauchen. Dieses Mysterium der beständigen Selbsterneuerung des Lebens war es, das an den heiligen Stätten von Eleusis für Eingeweihte erfahrbar gemacht werden sollte. An ihm aber hatten Dionysos und Apollon, dunkler und heller Gott, gleichermaßen Anteil. Denn eine Neugeburt des Lebens, die Rückkehr zum Licht, ist ja nur

durch das vorherige Hinabsinken in die dunkle Unterwelt möglich.

Dunkle und helle Wege zum Göttlichen: Ekstase und Meditation

Dunkle und helle Mächte bzw. Daseinsaspekte müssen sich also nicht antagonistisch gegenüberstehen, sondern können sich auch gegenseitig ergänzen. Die Ekstase, scheinbar eine Vorstufe zum Wahnsinn, kann etwa den Geist auch reinigen und ihm so gerade dabei helfen, sich aus der Welt der Dunkelheit zu lösen.

Um dies zu erreichen, muss man noch nicht einmal unbedingt auf Rauschmittel zurückgreifen. So weist die Praxis mancher Derwische, im Tanz um sich selbst das eigene Zentrum und in diesem Gott zu finden (sich also in spiritueller Weise zu "konzentrieren"), einen völlig drogenfreien Weg zur geistigen Ekstase.

Umgekehrt muss die meditative Versenkung in das "helle" Wesen des Göttlichen nicht notwendigerweise mit einer asketischen Distanz gegenüber der materiellen Welt einhergehen. Vielmehr kann auf diesem Weg auch gerade eine neue Wertschätzung für das fragile Gleichgewicht des Lebendigen und seine besondere Schutzbedürftigkeit erlangt werden.

Satan als Gottesdiener wider Willen

Anders als mit dem Konzept des Teufels werden mit der Satans- und der Luziferfigur keine Ideen einer eigenständig agierenden dunklen Macht verbunden. In beiden Fällen handelt es sich ursprünglich um Engelsgestalten, die als solche ein Teil der göttlichen Schöpfung sind.

Zwar greifen beide immer wieder in antagonistischer Weise in den göttlichen Heilsplan ein und scheinen dadurch dessen Verwirklichung zu behindern. Im Endeffekt dient ihr Handeln auf Umwegen aber doch stets den göttlichen, ihrem Streben vordergründig entgegenstehenden Zielen – und ist so in einem tieferen Sinne ebenfalls "gottgewollt".

So tritt Satan etwa im Alten Testament als dunkler Engel geradezu als Chefankläger gegen die Menschen auf. Sein Vorwurf: Diese seien Gott nur so lange treu, wie dessen Wirken ihr Wohlergehen garantiere. Sobald sie die schützende Hand Gottes und das Füllhorn seiner Gaben nicht mehr spürten, würden sie sich von ihm abwenden.

Im Buch Hiob versucht Satan seine Anschuldigungen dadurch zu untermauern, dass er Hiob mit allerlei Plagen und Schicksalsschlägen traktiert. Dieser wird dadurch zwar von Zweifeln geplagt, bleibt am Ende aber doch standhaft in seinem Glauben. So sind die satanischen Anfeindungen, denen er ausgesetzt ist, letztlich gerade ein Beleg für die Kraft des Geistes, sich unabhängig von allen Qualen und Wonnen, die seine Bindung an die Materie mit sich bringt, in seiner Eigenständigkeit zu behaupten.

Die produktive Kraft des Satanischen

Das "Satanische" bezeichnet somit die Summe all der Neigungen, die uns vom Weg zu innerem Glück und Frieden sowie zu deren äußerer Entsprechung abhalten können. Wie bei der vom Teufel repräsentierten dunklen Macht kann das Ziel dabei auch hier nicht sein, das Satanische zu leugnen oder ihm vollständig entgehen zu wollen. Es ist vielmehr ein Teil des Lebens und muss als solches akzeptiert werden.

Dies bedeutet allerdings gerade nicht, dass wir das Satanische Macht über uns gewinnen lassen dürfen. Vielmehr entspricht es gerade unserer Bestimmung bzw. unseren besonderen Möglichkeiten als Menschen, die satanischen Aspekte unseres Daseins so auszuleben, dass sie in der Summe mehr Nutzen als Schaden bringen.

Als Beispiel lässt sich hier etwa an das Besitzstreben denken. Dieses kann leicht zum Selbstzweck werden und führt dann zu einer doppelten Versklavung. Es bindet diejenigen, die nach Besitz streben, an materielle Güter und hindert sie so daran, innere Harmonie zu erlangen. Gleichzeitig wird so natürlich die ungleiche Verteilung von Reichtum und damit soziale Ungerechtigkeit gefördert.

Das Besitzstreben kann jedoch auch in den Dienst von Ideen, Projekten oder Organisationen gestellt werden, die zu einer gerechteren Verteilung des Reichtums beitragen und so die soziale Spaltung der Gesellschaft überwinden helfen. "Satanisch" wird es also erst dann, wenn es absolut gesetzt und aus seinem sozialen Zusammenhang gelöst wird.

Luzifer: Überbringer und Usurpator des Lichtes

"Luzifer" ist eine Wortzusammensetzung aus lateinisch "lux" (Licht) und "ferre" (tragen/bringen). Luzifer ist damit, wörtlich genommen, ein Träger oder Überbringer des Lichts.

Dass ein solches Wesen der Sphäre der Dunkelheit angehören soll, erscheint zunächst paradox. In der Tat war Luzifer auch ursprünglich der römische Namensvetter des griechischen Eosphoros. Dieser brachte als Sohn der Eos, der Göttin der Morgenröte, die Morgendämmerung und galt zugleich als Personifikation des Morgensterns, also der Venus – und damit der Göttin der Liebe!

Dass Luzifer im Christentum der dunklen Sphäre des Daseins zugerechnet wird, hängt u.a. mit einer Stelle im Korintherbrief zusammen. Darin wird die Heimtücke des "Bösen" damit veranschaulicht, dass dieser sich zuweilen auch in das Gewand eines "Engels des Lichts" kleide (vgl. 2Kor 11, 14).

Hauptverantwortlich für die "Degradierung" des ursprünglich positiv konnotierten Luzifers ist allerdings ein Ausspruch Jesu aus dem Lukasevangelium. Als hier von Jesus ausgesandte Jünger ihre Missionserfolge mit den Worten preisen, sogar die Dämonen seien ihnen "in deinem Namen untertan", bekräftigt Jesus dies mit den Worten: "Ich sah den Satan wie einen Blitz aus dem Himmel fallen" (Luk 10, 17 f.).

So erscheint Luzifer als Urbild des gefallenen Engels. Ein unmittelbarer Beleg dafür lässt sich aus einer Stelle im Buch Jesaja ableiten. Der König von Babel, so heißt es dort, habe einst gesagt: "Den Himmel will ich ersteigen, hoch über den Sternen

Gottes meinen Thron aufrichten. (…) Ich will über Wolkenhöhen emporsteigen, dem Höchsten will ich mich gleichstellen."

Statt dieses Ziel zu erreichen, sei der König von Babel jedoch durch seinen Hochmut "hinabgestürzt in die Unterwelt". Hierauf folgt die für den Luzifer-Bezug entscheidende Stelle: "Wie bist du vom Himmel gefallen, Strahlender, du Sohn der Morgenröte" (Jesaja 14, 11-14).

Zwar lassen sich die Worte auch auf den Sieg des biblischen Gottes über die heidnischen Götzen beziehen. Entscheidend für das Verständnis der Luzifergestalt ist jedoch die Begründung für den Sturz des Königs. Dessen Untergang wird explizit auf seine Anmaßung zurückgeführt, auf seinen Anspruch, sich an Gottes Stelle zu setzen bzw. sich sogar über diesen zu erheben.

Luzifer und Prometheus

Auf diese Weise schließt die Luzifergestalt motivisch auch an den griechischen Mythos des Prometheus an, der den Göttern das Feuer gestohlen hat, um damit eine von diesen unabhängige Herrschaft zu errichten. Ähnlich wie Prometheus lässt sich auch Luzifer als Gestalt charakterisieren, die als Überbringer des Lichts dem Irrtum erliegt, der Herr über dieses zu sein. Luzifer wie Prometheus stehen damit für den Irrglauben der Menschen, die Welt beherrschen oder gar neu erschaffen zu können, weil sie einzelne Geheimnisse der Schöpfung enthüllt haben.

Im Kern geht es hier also um die dunkle Seite des menschlichen Geistes – oder genauer: der Denk- und Erkenntnisfähigkeit des Menschen. Dies ergibt sich auch aus der wörtlichen Übersetzung des griechischen Begriffs "Prometheus".

Dessen Bedeutung ist ursprünglich durchaus positiv und bezieht sich auf das "Vorausdenken", also auf die menschliche Fähigkeit, Dinge zu antizipieren und so möglichen Gefahren zu entgehen, allgemein also auf die Imaginationskraft des menschlichen Geistes. Destruktiv wird dies erst durch die missbräuchliche, gegen die Harmonie der Schöpfung gerichtete Anwendung dieser Fähigkeit.

Luzifer als Hebamme des menschlichen Geistes

So betrachtet, ist die luziferische Seite der menschlichen Natur etwas, das untrennbar zum Mensch-Sein dazugehört. Dies lässt sich bereits am Mythos von Adam und Eva ablesen. Indem diese dem luziferischen Werben der Schlange nachgeben und vom Baum der Erkenntnis kosten, werden sie faktisch ein zweites Mal erschaffen: Auf ihre physische folgt ihre geistige Geburt.

Sich selbst in seiner Fleischlichkeit erkennen zu können, ist zwar gleichbedeutend mit der Einsicht in die eigene Vergänglichkeit. Symbolisch bedeutet dies den Ausschluss aus dem gedankenlos in sich ruhenden "paradiesischen" Leben, wie es allen nicht-geistbegabten Wesen bis heute beschieden ist.

Gleichzeitig ist die Geburt des menschlichen Geistes aber auch die Voraussetzung dafür, dass – wie es Hegel in seiner *Phäno-*

menologie des Geistes (1807) beschrieben hat – der objektive Geist Gottes sich im subjektiven Geist des Menschen gegenübertreten, sich also selbst erkennen kann.

Die Ursünde und ihr luziferischer Initiator wären damit ein integraler Bestandteil des göttlichen Schöpfungsplans. Dies bedeutet dann aber zugleich, dass der menschliche Geist sich stets seiner Bindung an Letzteren bewusst bleiben muss. Erst wenn er sich absolut setzt und meint, sich selbst zum Schöpfer erheben zu können, indem er die Schöpfung ergründet, wird der luziferische (Licht bringende!) menschliche Geist destruktiv.

Die Helldunkel-Natur des menschlichen Daseins

Die helle und die dunkle Seite unseres Daseins sind demnach nicht so klar voneinander geschieden, wie es auf den ersten Blick scheint. Beide sind vielmehr vielfach miteinander verwoben und gehen so fließend ineinander über, dass sich keine klare Grenze zwischen ihnen ziehen lässt:

- Die rauschhafte Überschreitung der engen Grenzen des eigenen Ichs kann zur Sucht nach dem Rausch führen. Wenn aber die kurzzeitige Ekstase zum Dauerzustand wird, verdunkelt sie den Geist und mündet am Ende in Wahnsinn.
- Liebe kann in Hass übergehen, wenn sie enttäuscht oder nicht erwidert wird.

- Mildtätigkeit kann zu einem selbstgerecht-herrschsüchtigen Paternalismus verkommen.
- Der Versuch, das Chaos des Lebens zu ordnen, um sich darin zurechtzufinden, kann in Pedanterie ausarten, welche die chaotische Wahrheit des Lebens negiert und so auch den Versuch der Sinnfindung ad absurdum führt.
- Stolz auf das Erreichte kann sich zu Hochmut steigern und den Geist ebenfalls in Ketten legen, da jede produktive Kritik dann als Majestätsbeleidigung abgetan wird.
- Das immer tiefere Eindringen des Geistes in die Wirkungszusammenhänge von menschlichem Organismus, Natur und Kosmos kann zu bedeutenden Fortschritten in der Medizin und zu einer größeren Achtsamkeit gegenüber dem fragilen Gleichgewicht ökologischer Systeme beitragen. Es kann aber auch zu dem Irrweg des Anthropozäns und zu dem Missverständnis führen, aus eigener Machtvollkommenheit einen besseren Menschen und eine bessere Welt erschaffen zu können.

Das Diabolische: Die Gefahr des Selbstbetrugs

Mit anderen Worten: All unsere Handlungen – auch die, die wir mit den besten Absichten und aus den edelsten Motiven ausführen – bergen die Gefahr in sich, unversehens in das Gegenteil dessen verkehrt zu werden, was wir subjektiv mit ihnen bezwecken. Immer können wir vom Weg abkommen, so nahe dieser auch dem Himmel zu sein scheint.

Psychologisch betrachtet, sind die Gestalten des Teufels, des Satans und Luzifers nichts anderes als Personifikationen dieser Gefahr, sich im Dickicht der eigenen unverstandenen Beweggründe zu verirren.

Eben dies bringt auch der Begriff des "Diabolischen" zum Ausdruck. Zusammengesetzt aus griechisch "dia" (auseinander) und "ballein" (werfen, stellen), bezeichnet er das Entzweien sowie das Verwirren und Verdrehen von etwas. Er umschreibt damit genau das, was geschieht, wenn die Ziele unseres Tuns sich unabhängig von unserem bewussten Willen verfinstern, wenn produktiv Gemeintes schleichend einen destruktiven Charakter annimmt.

Die Unterweltsreise als Weg zur Selbsterkenntnis

Die einzige Möglichkeit, sich gegen diese Gefahr zu wappnen, ist etwas, das aus der Mythologie als Reise in die Unterwelt bekannt ist. Konkret wäre das für uns eine bewusste Auseinandersetzung mit den dunklen Aspekten unseres Daseins.

Dabei geht es zunächst darum, dass Teuflisch-Dionysische, das Satanische und das Luziferische nicht von vornherein zu verdammen. Nur wer lernt, es auf angemessene Weise in sein Leben zu integrieren, kann vermeiden, hinterrücks von ihm überwältigt zu werden. Wir selbst müssen Herrscher über unsere Unterwelt sein, anstatt uns von ihr beherrschen zu lassen.

Vollständig wird uns das freilich nie gelingen. Es wird immer wieder Situationen geben, in denen das Dunkle Macht über uns zu gewinnen droht, obwohl wir uns auf leuchtenden Pfa-

den wähnen. Dieser Gefahr können wir nur begegnen, indem wir lernen, uns selbst zu misstrauen, uns immer wieder in unserem Tun zu hinterfragen. Nur so können wir hoffen, nicht zu einer Beute der Finsternis zu werden, wo wir dem Licht entgegenzulaufen meinen.

Zum Weiterlesen:

Ahriman / Zoroastrimus:

Boyce, Mary: Zoroastrians. Their Religious Beliefs and Practices (1979). London und New York 2001: Routledge.

Dies. (Hg.): Textual Sources for the Study of Zoroastrianism, translated by Mary Boyce (1984). Chicago 1990: University of Chicago Press.

Clark, Peter: Zoroastrianism. An Introduction to an Ancient Faith. Brighton 1998: Sussex Academic Press.

Duchesne-Guillemin, J.: Ahriman (1984, Update 2011). In: Yarshater, Ehsan (Hg.): Encyclopædia Iranica, I/6-7, S. 670 – 673. London und New York 1982 ff.: Routledge.

Stausberg, Michael: Die Religion Zarathustras. Geschichte, Gegenwart, Rituale. 3 Bände. Stuttgart 2002 – 2004: Kohlhammer.

Ders: Zarathustra und seine Religion. München 2005: Beck [Einführungsband aus der Reihe "Beck Wissen"].

Dionysos / Eleusinische Mysterien:

Clinton, Kevin: Stages of Initiation in the Eleusinian and Samothracian Mysteries. In: Cosmopoulos, Michael B. (Hg.): Greek Mysteries. The Archaeology and Ritual of Ancient Greek Secret Cult, S. 50 – 78. London und New York 2003: Routledge.

Kerényi, Karl: Die Mysterien von Eleusis. Zürich 1962: Rhein-Verlag.

Ders.: Dionysos. Urbild des unzerstörbaren Lebens (1976). Stuttgart 1998: Klett-Cotta.

Kruse, Bernhard-Arnold: Apollinisch – Dionysisch: Moderne Melancholie und Unio Mystica. Frankfurt/Main 1987: Athenäum.

Manichäismus:

Koenen, Ludwig / Römer, Cornelia: Mani. Auf der Spur einer verschollenen Religion [mit einer Übersetzung des Kölner Mani-Kodex]. Freiburg 1993: Herder.

Mirecki, Paul / DeBuhn, Jason (Hg.): The Light and the Darkness. Studies in Manichaeism and its World. Leiden 2001: Brill.

Widengren, Geo: Mani und der Manichäismus. Stuttgart 1961: Kohlhammer.

Satan, Teufel, Luzifer:

Crispino, Anna Maria / Giovannini, Fabio / Zatterin, Marco (Hg.): Das Buch vom Teufel. Geschichte, Kult, Erscheinungsformen (ital. 1986). Bindlach 1991: Gondrom.

Di Nola, Alfonso Maria: Der Teufel. Wesen, Wirkung, Geschichte (ital. 1987). München 1993: DTV.

Flasch, Kurt: Der Teufel und seine Engel. Die neue Biographie. München 2015: Beck.

Girard, René: Ich sah den Satan vom Himmel fallen wie einen Blitz (frz. 1999). München 2002: Hanser.

Messadié, Gérald: Teufel, Satan, Luzifer. Universalgeschichte des Bösen (frz. 1993: Histoire Générale du Diable). Frechen 1999: Komet.

Metzger, Paul: Der Teufel. Wiesbaden 2012: Marix.

Pagels, Elaine: Satans Ursprung (engl. 1995: The Origin of Satan. How Christians Demonized Jews, Pagans and Heretics). Frankfurt 1998: Suhrkamp.

Zacharias, Gerhard: Der dunkle Gott. Die Überwindung der Spaltung von Gut und Böse. Satanskult und Schwarze Messe (1964). München 3. Aufl. 1982: Limes.

Die geistige Nähe der Verstorbenen
Wie wir den Toten begegnen können

Das Totengedenken handeln wir oft als rituelle Pflicht ab, durch die wir uns eher von den Verstorbenen entfremden, anstatt ihr Andenken zu bewahren. Sinnvoller erscheint daher eine Erinnerungskultur, bei der die Verstorbenen ein Teil unseres Alltags bleiben.

Vincent van Gogh (1885 – 1890):
Herbstlandschaft in der Abenddämmerung (1885)
Wikiart.org

Harmonie und Disharmonie von Friedhöfen

Friedhöfe hatten schon immer etwas Tröstliches für mich. Gerade im Herbst, wenn die Natur sich hinter ihrem nebligen Trauerflor zurückzieht, ist der Friedhofsgarten hinter unserem Kloster mir ein willkommener Zufluchtsort.

Natürlich vermitteln Friedhöfe uns ein Gefühl für die Vergeblichkeit alles menschlichen Strebens. Gerade deshalb regen sie uns jedoch auch dazu an, in uns zu gehen, zur Ruhe zu kommen und nicht jedem Ziel, das uns im Alltag so unverzichtbar erscheint, mit derselben Verbissenheit nachzujagen.

Für das Totengedenken scheinen mir Friedhöfe allerdings nicht unbedingt der geeignete Ort zu sein. Natürlich besuche auch ich regelmäßig die Gräber verstorbener Mitbrüder. Insbesondere das Grab von Bruder Leonhard, der für mich auch ein Bruder im Geiste war, ein echter Seelenverwandter, schmücke ich regelmäßig mit frischen Blumen, bevorzugt mit den unscheinbaren Hornveilchen, die er so sehr geliebt hat.

Wenn ich die geistige Nähe von Bruder Leonhard suche, schlendere ich allerdings lieber die kleine Anhöhe unweit des Klosters hinauf und setze mich dort auf die Bank, wo ich so oft mit ihm geredet und geschwiegen habe. Sein Grab zu pflegen, ist für mich eher ein Gebot der Wertschätzung, ein Zeichen für mich und andere, dass er nicht vergessen ist.

Ich vermeide dabei aber, an die Person zu denken, der die Wertschätzung gilt. Der Gedanke, dass die sterbliche Hülle eines geliebten Menschen tief unter der Erde den Würmern zum Fraß vorgeworfen wird, ist mir ausgesprochen gruselig.

Die Seele eines Menschen lässt sich doch ohnehin nicht unter die Erde verbannen. Sie lebt dort weiter, wo das Leben dieses Menschen seine Spuren hinterlassen hat. Dies sind folglich auch die geeigneten Orte für das Totengedenken.

Zwiespältiges Totengedenken

Dabei bin ich mir bewusst, dass das Totengedenken, wie so vieles im Leben, eine zwiespältige Angelegenheit ist. Einerseits wissen wir, dass die, die von uns gegangen sind, erst dann vollständig von der Welt verschwunden sein werden, wenn ihr Bild sich in unseren Herzen verflüchtigt. Dies ist der tiefere Sinn all unserer Gedenktage.

Im Grunde handelt es sich dabei um Reanimationsmaßnahmen in einem geistigen Sinn, also um eine Wiederbelebung der Seele (Anima) der Verstorbenen. Oder genauer: um den Erhalt der Brücken, auf denen die Seelen von der einen in die andere Welt wandeln können.

Andererseits ist das Totengedenken aber immer auch etwas Schmerzliches. Denn gerade wenn wir uns das Bild der Toten ganz konkret in Erinnerung rufen, vergegenwärtigen wir uns, dass sie für immer von uns gegangen sind; dass wir die glücklichen Tage, an denen wir mit ihnen das Leben teilen durften, für immer verloren haben.

Gleichzeitig werden wir uns dabei bewusst, dass auch der uns zugemessene Lebensstaub immer schneller durch die Sanduhr rieselt; dass die Waage des Lebens sich unter der Last der Tage, die wir schon durchlebt haben, immer stärker zur dunk-

len Seite neigt. So sind wir allzu leicht bereit, das Totengedenken als lästige Pflicht abzuhandeln oder gar ganz zu missachten – und die Verstorbenen so ein zweites Mal zu töten.

Was aber, wenn wir unsere Verstorbenen gar nicht mit der Schattenkrone des Todes umkränzen, sondern sie schlicht als Teil unseres Lebens betrachten würden? Wäre es dann nicht viel leichter, die Brücke zu ihnen zu pflegen?

Die Verstorbenen als Brücke in die andere Welt

Dass das möglich ist, zeigen nicht zuletzt die Totengedenktage in anderen Kulturen, bei denen die Verstorbenen ganz selbstverständlich in den Alltag der Lebenden einbezogen werden. Man denke nur an den mexikanischen *Día de los Muertos* (unser Allerheiligen), an dem die Familien ihre Verstorbenen wie alte Bekannte auf den Friedhöfen besuchen und dort selbstverständlich auch mit ihnen essen, tanzen und singen.

Dies zeugt von einer ganz anderen Sicht des Todes. Die Toten bleiben dabei ein Teil des Lebens, anstatt – wie bei uns – als Angehörige eines Schattenreichs betrachtet zu werden, in dem die Gesetze des Lebens aufgehoben sind.

Die Vorstellung, dass unsere Verstorbenen in dieses Schattenreich eintreten, entfremdet sie von uns. Mehr noch: Sie führt dazu, dass wir eine abergläubische Angst vor den Toten und vor dem Gedenken an sie entwickeln – als würden sie nun einem anderen Herrn dienen, der sie, wie die Wiedergänger der Märchen, zu potenziellen Feinden werden lässt.

Wenn wir dagegen die Toten als Teil unseres Lebens erhalten, können sie uns diesen Freundschaftsdienst mit einem anderen Freundschaftsdienst vergelten: Sie können uns dabei helfen, die Angst vor dem Tod zu überwinden, der dann ja ebenfalls ein Teil des Lebens ist.

Die Kraft der Erwartung
Eine Meditation zur Adventszeit

Die Adventszeit hat für mich schon immer den Zauber einer ganz besonderen Erwartung ausgestrahlt. Zeit, diesem Gefühl einmal genauer auf den Grund zu gehen.

Thomas Cole (1801 – 1848): Die Lebensreise: Das Alter (1842; Ausschnitt)
Washington, National Gallery of Art (Wikimedia commons)

Hoffnung auf Erneuerung

Wenn ich nicht wüsste, dass die Adventszeit angebrochen ist, würde ich es hier im Kloster wohl gar nicht merken. Abt Ägidius ist kein Freund übermäßigen Schmucks. Tannenzweiggestecke, Adventskalender oder gar Fensterbilder hält er für überflüssigen Tand. Das Einzige, was wir Mönche ihm haben abringen können, ist ein einfacher Adventskranz, den wir vor dem Altar aufgestellt haben.

Weiteren Adventsschmuck pflegt Bruder Ägidius mit dem Hinweis darauf abzulehnen, dass dies den Geist nur von der Öffnung für das Weihnachtswunder ablenken würde. Vielleicht hat er damit ja noch nicht einmal Unrecht. Denn auch ohne das Feuerwerk der Weihnachtsdekoration, wie es vor den Toren des Klosters entzündet wird, befällt mich jedes Jahr in der Adventszeit aufs Neue ein unbestimmtes Gefühl der Erwartung.

Es ist nicht unbedingt ein Gefühl, als würden sich plötzlich alle Probleme, die auf unserer Welt lasten, in Luft auflösen – aber doch die stille Hoffnung, alles in einem anderen Licht sehen und so zumindest Ansätze für eine Lösung der Probleme entdecken zu können; die Hoffnung auf ein verborgenes Tor, hinter dem einen der Palast einer neuen Welt umfängt.

Ich weiß natürlich, dass dieses Gefühl ganz irrational ist, eine Mischung aus naiver Heilserwartung und den Resten kindlicher Vorweihnachtsfreude. Dennoch blüht diese Erwartung jedes Jahr so zuverlässig in mir auf wie im März die Krokusse.

Deshalb denke ich, dass ich diesem Gefühl einmal etwas genauer auf den Grund gehen sollte.

Warten und Erwartung

Zunächst einmal ist die Erwartung ja etwas anderes als das Warten. Das Warten führt regelmäßig dazu, dass sich die vergehende Zeit meinem Bewusstsein in unangenehmer Weise aufdrängt. Dies kann sich – wie an der Bushaltestelle oder bei einem verspäteten Gast – schlicht in Langeweile oder Missmut manifestieren. Es kann jedoch – wie beim Zahnarzt oder im Fall der Liebenden, die sich zu einem bestimmten Zeitpunkt verabredet haben – auch mit Gefühlen der Sorge oder der ungeduldigen Vorfreude verbunden sein.

Im Unterschied zum Warten enthält die Erwartung stets ein Element der Unbestimmtheit. Zwar kann sie – wenn etwa irgendeine Autorität von mir ein bestimmtes Verhalten erwartet – sich durchaus auch auf das Eintreffen eines genau umrissenen Ereignismusters beziehen. Auch in diesem Fall bleibt sie jedoch notwendig mit Ungewissheit assoziiert – denn es entspricht ja dem Wesen der geäußerten Erwartung, dass es keine hundertprozentige Sicherheit darüber gibt, ob ich den Erwartungen entsprechen werde.

Diese Unbestimmtheit der Erwartung ist auch für die Adventszeit charakteristisch. Schließlich richtet sich die Erwartung hier ja nicht konkret auf die Geburt Christi. Was wir uns unbewusst erhoffen, ist doch wohl eher, dass uns die Ahnung des Wunderbaren, ein Schauer des geheimnisvollen, ungeheuerlichen

Ereignisses, wie es die Menschwerdung Gottes bedeutet, streift.

Die Adventszeit als Spiegel des Glaubens

So verhilft mir die Adventszeit auch dazu, meinen Glauben besser zu verstehen. Er gründet auf der Überzeugung, dass sich die Existenz Gottes weder beweisen noch ausschließen lässt. Zum Wesen des Göttlichen gehört für mich notwendigerweise, dass es die Grenzen meines Geistes übersteigt, es für mich also stets ein Mysterium bleibt. An dieses kann ich glauben oder nicht – Gewissheit über seine Existenz lässt sich jedoch mit den begrenzten Mitteln des menschlichen Verstandes nicht erlangen.

Analog hierzu ist auch die Erwartung in der Adventszeit eine Erwartung des Glaubens, nicht des Wissens. Eben dadurch grenzt sich die Erwartung hier auch von dem bloßen Warten ab.

Im Alltag kann ich wohl auf den Weihnachtsabend warten – sei es mit einem Gefühl der Vorfreude auf freie Tage und feines Essen, sei es mit einem Gefühl der Bangigkeit beim Gedanken an die Zwistigkeiten, die Jahr für Jahr im Gefolge der freigesetzten Emotionen hochkochen. Kennzeichen einer religiösen Erwartung ist es dagegen, jedes Jahr aufs Neue etwas Unbestimmtes zu erhoffen, etwas, das ich gedanklich nie ganz fassen und in Worte kleiden kann, etwas, an das zu glauben meinem vernunftbegabten Geist widerstrebt, das ich mir aber nichtsdestotrotz immer wieder neu erträume.

Glaube und Utopie

So betrachtet, ist die Erwartung, die mich in der Adventszeit erfüllt, auch eine Variante des Glaubens an die Kraft des Utopischen – daran also, dass Hoffnung und Realität zu jener harmonischen Deckung gebracht werden können, die, im Lichte der Vernunft betrachtet, unmöglich erscheint.

Und wie die Utopie zwar nie Wirklichkeit werden kann – weil sie dann eben keine Utopie mehr wäre –, mir aber durch meinen Glauben hieran die Kraft zum Handeln gibt, ist auch der religiöse Glaube ein Paradoxon, das trotz oder gerade wegen der Unmöglichkeit, sich seines Ziels zu vergewissern, zu einem inneren Kraftquell wird.

Umgekehrt gilt das, was Sören Kierkegaard über den Glauben gesagt hat – dass er sich nicht als Resultat eines vernünftigen Abwägens und logischen Deduzierens einstellt, sondern nur als "Sprung" ins Ungewisse erlangt werden kann – auch für das Wesen des Utopischen: Hoffnung gibt die Utopie nur jenen, die sie nicht an der Realität eines Alltags messen, der sie mit seinen ewig unzureichenden Strukturen und hemmenden Handlungszwängen nur entmutigen kann.

Dies heißt nicht, dass die Utopie nicht konkret werden kann. Vielmehr gilt gerade umgekehrt, dass ihr Wert sich – ebenso wie im Falle des Glaubens – im Umgang mit einem konkreten Alltag bewähren muss. Nur werden die Maßstäbe des Handelns dabei eben nicht aus den Normen und Deutungsmustern dieses Alltags abgeleitet, sondern aus jenem anderen, er-

träumten Reich, auf das wir erwartungsvoll zusteuern, ohne es je erreichen zu können.

Zu Sören Kierkegaard vgl. ***Das Liebstöckel-Mysterium***

Leuchtendes Geschenk

Ein Nikolaustraum

Was wäre, wenn der Nikolaus uns ein Geschenk machen würde, das all unsere Wünsche auf einmal erfüllt? Wie würde dieses Geschenk wohl aussehen?

Bruno: Erleuchtung (Pixabay)

Träume und Offenbarungen

Letzte Nacht hatte ich einen seltsamen Traum. Einen Traum, der mich die ganze Welt in einer anderen Farbe sehen lässt. Einen Traum, der mir das Gefühl gibt, ein Anderer zu sein. Einen Traum wie eine Wasserscheide, der das Gestern für immer vom Morgen trennt.

Leider ist es hier im Kloster kaum möglich, sich mit anderen über seine Träume auszutauschen. Abt Ägidius ist der Überzeugung, dass jeder Traum eine Einflüsterung des Bösen sei, der damit unseren Geist verwirren wolle. Wenn aber Gott im Schlaf zu uns spreche, so handle es sich dabei nicht um einen Traum, sondern um eine Offenbarung. Diesen Unterschied erkenne ein gläubiger Mensch sofort.

Ich bin mir da aber nicht so sicher. Wenn, wie es immer heißt, die Wege des Herrn unergründlich sind – liegt es da nicht nahe, dass auch seine Sprache unergründlich ist? Ist es wirklich so, dass wir es immer intuitiv erkennen, wenn unser Schöpfer zu uns spricht? Kann es nicht sein, dass die Logik des Göttlichen der unseren so sehr widerspricht, dass wir gerade dann taub sind für seine Botschaften, wenn sie uns am meisten betreffen?

Ich für meinen Teil habe jedenfalls beschlossen, jeden Traum ernst zu nehmen. Und weil Bruder Ägidius es nicht gern sieht, wenn wir Mönche uns über die nächtlichen Ausflüge unseres Geistes unterhalten, muss ich mich eben in stiller Kontemplation damit auseinandersetzen. Vielleicht ist das ja sogar besser so. Schließlich ist jeder Traum zunächst einmal eine ganz per-

sönliche Botschaft, die zuallererst den Träumenden selbst etwas angeht.

Verloren in stürmischer See

In meinem Traum befand ich mich auf einem alten, morschen Schiff in stürmischer See. Geifernd tobten die Wellen um die bedrohlich ächzenden Planken. Es schien nur eine Frage der Zeit zu sein, bis sie das Schiff mit allem, was darauf war, in ihrem finsteren Bauch begraben würden.

Das Schiff hatte eine sehr eigentümliche Form. Ich wusste, dass es ein alter Dreimaster war, wie ich ihn hundertfach auf alten Stichen gesehen hatte. Im Nebel verschwammen die Konturen des Schiffes jedoch zu einem geisterhaften Gebilde, das ganz andere Assoziationen in mir wachrief. Ein bisschen erinnerte es mich an das Haus meiner Eltern, ein bisschen aber auch an unsere Klosterkirche. Wenn mal wieder ein Blitz die Orkannacht erhellte, meinte ich in dem Mast in der Mitte sogar das Kruzifix zu erkennen, das hinter dem Altar in die Höhe ragt.

Hierzu passte auch, dass ich mich auf dem Schiff zusammen mit meinen Mitbrüdern befand. Verzweifelt stürzten wir uns in den aussichtslosen Kampf gegen den unsichtbaren Feind, der unser Leben mit dem ganzen Arsenal seiner Wetterwaffen zu vernichten drohte.

Auch ich selbst hielt ein Tau in meinen Händen. Wie eine schuppige Schlange wand es sich zwischen meinen Fingern. Meine Haut war schon ganz wund davon.

Wundersame Rettung

Dann geschah etwas Seltsames. Für einen kurzen Moment legte sich der Sturm. Ganz still war es auf einmal, unheimlich still, so, als würden die Sturmgespenster sich zu einem letzten, alles vernichtenden Angriff sammeln.

Gleichzeitig sah ich aber eine Gestalt über das Schiff gehen, von der ein ganz besonderes Leuchten ausging. War sie es etwa, die der wilden Horde der Angreifer Einhalt gebot? Und um wen handelte es sich bei ihr eigentlich? War das Abt Ägidius? Oder doch eher eine ganz andere, ganz fremde Person? Aber wie kam die so plötzlich auf das Schiff?

Im nächsten Augenblick fand ich mich in einem langen Flur wieder. Er sah aus wie der Gang vor den Kajüten im Bauch des Schiffes, erinnerte mich aber auch an den Flur im Haus meiner Eltern. Vor jeder Kajüte nahm ich einen schwachen Lichtschein wahr.

Und plötzlich wusste ich: Es war der Tag des Heiligen Nikolaus! Was vor den Kajüten schimmerte, mussten also die Stiefel sein, in denen für jeden von uns ein kleines Geschenk verborgen war.

Während die Planken um mich herum unter der wieder zunehmenden Gewalt des Orkans ächzten, ging ich vorsichtig auf das leuchtende Etwas vor meiner Kajüte zu. Je näher ich ihm kam, desto heller schimmerte es mir entgegen. Als ich meine Hand aber mit klopfendem Herzen danach ausstreckte, verwandelte es sich in eine reine, konturlose Flamme, die mit einem angenehm wärmenden Zischen in mich überging.

Alles, was von ihr übrig blieb, war eine Schüssel mit einem warmen Brei. Da unsere Vorräte schon vor Tagen zur Neige gegangen waren, verschlang ich ihn mit großem Appetit. Nie habe ich etwas Köstlicheres gegessen.

Ein unsichtbarer Hafen

Als ich mich wieder an Deck begab, hatte sich der Sturm gelegt. Meine Mitbrüder lehnten an der Reling und blinzelten in die Sonne, die sich gerade wieder durch die Wolken wühlte.

Sie sahen erschöpft aus, doch gleichzeitig nahm ich an ihnen dasselbe Leuchten wahr, das mir zuvor in dem Gang vor den Kajüten entgegengeschimmert war. Dieses Mal schien das Leuchten aber nicht von den äußeren Konturen auszugehen. Es war kein Widerschein der Sonne. Eher hatte ich den Eindruck, dass das Leuchten aus dem Inneren meiner Mitbrüder drang.

Die unheimliche Stille, die eben noch das Schiff umflüstert hatte, war einer vollkommenen Ruhe gewichen. Es war, als hätten wir uns den Sturm nur eingebildet; als wäre er nur der äußere Ausdruck einer inneren Unruhe gewesen, die uns heillos durch die Welt getrieben hatte; als wären wir ganz plötzlich bei uns selbst angekommen; als hätte das unbestimmbare Leuchten vor unseren Kajüten jeden von uns mit dem beschenkt, was ihm am meisten gefehlt hatte.

Ja, das war es: Es war, als hätten wir alle in einen Spiegel geblickt, der sein Bild unmerklich in uns zurückgeworfen und uns so mit unserem Gegenbild vervollständigt hätte.

Ein unaussprechliches Geschenk

Dies also ist der Traum, der mich nicht mehr loslässt. Selbst jetzt, nachdem ich ihn niedergeschrieben habe, ist er noch immer ein unauflösbares Rätsel für mich.

Vielleicht hätte ich auch gar nicht versuchen sollen, ihn in Worte zu fassen. Womöglich kann die Sprache der Worte der Bildersprache des Traumes einfach nicht gerecht werden.

Ohnehin hat sich das Leuchten des Traumes in mir am Ende nicht in abstrakte Begriffe oder Gedanken übersetzt. Was mich seitdem erfüllt, ist eher eine nie gekannte innere Gestimmtheit, ein ganz bestimmtes Gefühl, für das mir die Worte fehlen. Wenn ich es umschreiben müsste, würde ich es wohl mit einem Wort charakterisieren, das meine Finger so ehrfürchtig erzittern lässt, dass ich es kaum niederzuschreiben wage: Erlösung.

Der Mann im Schatten

Gedanken über Josef von Nazareth

Von Josef von Nazareth ist an Weihnachten immer nur am Rande die Rede. Dabei gibt es einiges an ihm, das ihn weit eher zum Erlöser der Menschheit prädestiniert als seinen Stiefsohn.

Johann Nepomuk della Croce (1736 – 1819): Heiliger Joseph mit Jesuskind (1795); Stadtmuseum Burghausen (Wikimedia commons)

Nur ein unbedeutender Mitspieler?

In der Weihnachtspredigt von Abt Ägidius stand mal wieder die "Heilige Familie" im Mittelpunkt. Bis zu einem gewissen Grad liegt das in der Natur der Sache – schließlich ist das Schicksal der "Heiligen Familie" ja der Kern von Weihnachtsgeschichte und Weihnachtsfest.

Dennoch ermüden mich manchmal die immer gleichen Geschichten. Auch das ist wohl nur allzu natürlich. Es ist kaum zu verhindern, dass man innerlich abstumpft, wenn jedes Jahr aufs Neue dieselben Erzählbausteine formelhaft aneinandergereiht werden.

Dabei wäre es durchaus möglich, die Weihnachtsgeschichte einmal anders zu erzählen. Manche Erzählbausteine sind sicher unverzichtbar – die Wanderung durch die fremde, abweisende Welt, in der am Ende nur ein schäbiger Stall Zuflucht bietet; die Gottesmutter, die im Stroh neben den staunenden Eseln und Ochsen ihren Sohn zur Welt bringt; und natürlich der Eintritt des Heilands in die Welt, die Geburt des Erlösers, der im Staub der Flucht von Anfang an erfährt, von was er die Welt zu erlösen hat.

Dennoch könnte für die ganze Geschichte auch einmal eine andere Perspektive gewählt werden – etwa die von Josef. Von ihm nämlich ist in der Regel nur am Rande die Rede. Wenn er erwähnt wird, dann meist nur in der Wendung "Maria und Josef" oder indirekt, als mitgedachter Teil der "heiligen Familie". Josef ist, so scheint es, lediglich ein untergeordneter Teil des

Erlösungsgeschehens. Er ist der Mann im Hintergrund – nicht unwichtig, aber eben auch nicht spielentscheidend.

Dabei hat Josef, wenn wir seine Figur genauer betrachten, einiges an sich, was ihn weit eher zum Erlöser der Menschheit prädestiniert als seinen Stiefsohn. Deshalb seien ihm an dieser Stelle wenigstens ein paar eigene Gedankensplitter gewidmet.

Überstrahlt vom Glanz des Sohnes

Dass Josef in der Kirche insgesamt keine Aufmerksamkeit geschenkt würde, lässt sich beileibe nicht behaupten. Unzählige Kirchen und kirchliche Gebäude sind ihm geweiht, er ist Schutzpatron ganzer Länder und der gesamten katholischen Kirche, und im Dezember 2020 hat Papst Franziskus sogar ein ganzes "Jahr des Heiligen Josef" ausgerufen. Außerdem ist er Schutzpatron der arbeitenden Bevölkerung und – in einer für Letztere wenig erbaulichen Koinzidenz – auch der Sterbenden.

Der Heilige Josef gilt also durchaus als bedeutende Gestalt. Er ist einer, an den man sich wendet in der Not, egal ob auf dem Bau, auf dem realen oder dem geistigen Sterbebett, wo derzeit die Amtskirche darniederliegt. Und doch ist es stets so, als würde seine Bedeutung nur daher rühren, dass er einen so wirkmächtigen Stiefsohn hatte.

Es ist ein wenig wie im Fall von Söhnen berühmter Väter, deren Glanz auf ihre Nachkommen abstrahlt – nur dass wir es in diesem Fall eben eher mit einer Art Rückstrahlung zu tun haben, einem rückwirkenden Erstrahlen einer Gestalt, die an-

sonsten von der ewigen Nacht der Geschichte verschluckt worden wäre.

Liebevoller Bruch mit den Konventionen

Wenn wir wissen wollen, was für ein Mensch Josef von Nazareth war, sind wir auf Vermutungen angewiesen. Die Bibel erzählt uns nur wenig über ihn. Wir erfahren lediglich, dass er wohl etwas mit Holzarbeiten zu tun hatte, vielleicht als Zimmermann, womöglich aber auch als Arbeiter am Bau oder als Holzschnitzer. Bedeutung erlangt er nicht durch seine Person, sondern durch seine Verbindung mit Maria.

Wenn wir an dieser Stelle den Wunderglauben von der unbefleckten Empfängnis einmal beiseitelassen, erhalten wir das Bild eines Mannes, der eine schwangere Frau bei sich aufgenommen hat – eine Frau, wohlgemerkt, die nicht von ihm schwanger war.

Sex vor der Ehe – genauer: ohne eine vorherige Zeremonie, die Mann und Frau vor der Gemeinschaft zu einem Paar zusammenführt – war in der damaligen Gesellschaft natürlich ein Unding. Wurde eine Frau dadurch schwanger, so schloss sie sich damit praktisch selbst aus der Gemeinschaft aus. Josef hat sich, indem er sich dennoch zu Maria bekannt hat, also über maßgebliche Konventionen der damaligen Zeit hinweggesetzt.

Angesichts der rührenden Art, in der er sich später um das Wohl Marias und ihres Kindes bemüht hat, können wir wohl annehmen, dass Josef keineswegs aus Mitleid gehandelt hat.

Vielmehr hat er offenbar echte Liebe für Maria empfunden – eine Liebe, die so groß war, dass der Tabubruch eines Geschlechtsverkehrs ohne den Segen der Gemeinschaft in ihrem Lichte völlig bedeutungslos erschien.

Mit derselben Liebe hat Josef sich später auch um Marias Kind, seinen Stiefsohn, gekümmert. Sicher hat er ihn nie spüren lassen, dass er nicht sein eigener Sohn war. Wie er alles an Maria geliebt hat, hat er auch ihren Sohn in sein Herz geschlossen.

Wahrscheinlich hätte er seinen Stiefsohn gerne zu sich in die Lehre genommen und ihm ein auf die Dauer vielleicht etwas monotones, aber doch solides Handwerk beigebracht. Als Jesus seine eigenen Wege gehen wollte, hat er aber auch das akzeptiert und ihn nach Kräften dabei unterstützt.

Moderner Mann und Anti-Held

So lässt sich wohl sagen, dass Josef ein moderner Mann war. Er war bei der Geburt seines Stiefsohns dabei, er erhob keine Besitzansprüche auf seine Frau, und er zwängte seinen Stiefsohn nicht in das Korsett vorgefertigter Normen, sondern ermöglichte es ihm, seine Persönlichkeit frei zu entfalten und sich entsprechend zu betätigen.

Eben diese Charakterskizze erklärt auch, warum Josef einer jener Männer ist, die ohne seinen berühmten Sohn wohl im Dunkel der Geschichte verschwunden wären.

Der Gang der Geschichte ist bestimmt von Männern, die in allem das Gegenteil sind von Josef: Sie verstoßen ihre Frauen,

wenn sie auch nur leise dagegen aufbegehren, als Eigentum ihres Mannes behandelt zu werden. Sie verlangen von ihren Söhnen, sich zum Klon ihrer Väter zu machen, ihre eigene Persönlichkeit zu verleugnen und wie ein genetischer Wurmfortsatz ihrer Erzeuger zu agieren.

Und natürlich würden diese Männer es auch niemals akzeptieren, als Annex einer Frau in die Geschichte einzugehen. Sie sind immer "der Große", "der Größte", "der Allergrößte", Imperator und Erschaffer, gigantischer Baumeister, Eroberer, Erlöser der Menschheit.

Immun gegen Gebärneid

Die große Leistung des Josef von Nazareth besteht, so gesehen, darin, dass er sich zu keinem Zeitpunkt seinem Gebärneid hingegeben hat – dieser testosterongeschwängerten Wut auf die Frau, die aus sich heraus neues Leben erschaffen und so dem Tod ein Schnippchen schlagen kann.

Vielleicht aber hat Josef auch gar keinen Gebärneid gekannt. Vielleicht hat er von Anfang an all sein Testosteron in die Liebe zu seiner schönen Frau einfließen lassen. Vielleicht wies sein Körper auch schlicht eine höhere Konzentration des "Kuschelhormons" Oxytocin auf.

Egal. Was aus dem Leben Josefs von Nazareth spricht, ist jedenfalls: Seine Liebe war größer als der Wahn, eine Frau besitzen zu wollen. Sie war größer als der Wahn, die eigenen Kinder zu einem Denkmal seiner selbst machen zu wollen. Und sie war schließlich auch größer als der Wahn, ohne Rücksicht auf

Verluste andere Länder erobern, ganze Völker unterdrücken und überall bauliche Duftmarken des eigenen weltbewegenden Wirkens hinterlassen zu müssen.

Stiller Antipode lärmender Weltenlenker

Wie würde die Welt wohl aussehen, wenn Männer wie Josef ihre Geschicke lenken würden – und nicht die missgünstig-verkniffenen Gebärneider?

Aber vielleicht ist die Frage ja auch falsch gestellt. Womöglich werden und wurden die Geschicke der Welt ja vielerorts von Männern gelenkt, deren Beweggrund nicht ein unbewusster Hass auf alles Lebendige ist, sondern die Liebe zum Leben, die ihre Frau und ihre Kinder sie gelehrt haben.

Vielleicht fallen die anderen, die alles nach ihrem Bilde formen, die sich alles unterwerfen wollen und bei jeder noch so kleinen Infragestellung ihres Tuns und Lassens hysterische Schreikrämpfe bekommen, ja nur deshalb mehr auf, weil sie sich stets mit Gewalt in den Vordergrund spielen. Schließlich wissen wir ja auch vom Wirken Josefs nur deshalb etwas, weil sein Stiefsohn sich auf so nachhaltige Weise in die Geschichte eingeschrieben hat.

Und vielleicht scheint es ja auch nur so, dass die Gewaltsamen und Lauten, die Eroberer und Unterdrücker den Lauf der Geschichte bestimmen. Vielleicht braucht das Wirken der Friedlichen und Leisen, derjenigen, die das Leben lieben und es mitschwingend begleiten, einfach mehr Zeit, um als bestimmender Faktor wahrgenommen zu werden – wie ein Bach, der ein

ganzes Gebirge umgestaltet, indem er sich im Lauf der Jahrhunderte durch das scheinbar unbezwingbare Gestein gräbt.

Waldemar Flaig (1892 – 1932): Der Stern von Bethlehem (1920)
Franziskanermuseum Villingen (Wikimedia commons)